

3 | 2021
50. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR LANDESENTWICKLUNG UND WOHNEN



Bergung des ältesten Einbaums vom Bodensee.
Foto: RPS-LAD; Florian Huber/Submaris.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

3/2021 50. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen – Oberste Denkmalschutzbehörde.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Redaktionsausschuss:
Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Daniel Keller, Sabine Kuban, Dr. Melanie Mertens, Dr. Oliver Nelle, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier, Dr. Yvonne Tafelmaier, Dr. Tobias Venedey
Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Annine Fuchs
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 30 000



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 153 Editorial
- 154 Bauhüttenwesen als Teil des Immateriellen Kulturerbes der UNESCO
Mit dabei sind die drei Bauhütten in Baden-Württemberg: Freiburg, Schwäbisch-Gmünd und Ulm
Yvonne Faller
- 160 Vom Landesgewerbemuseum zum Haus der Wirtschaft
Der Prachtbau in Stuttgart wird 125 Jahre alt
Judith Breuer
- 166 Die Attikafiguren des ehemaligen Landesgewerbemuseums in Stuttgart
Bedeutung und Schicksal der Skulpturen
Judith Breuer
- 171 Bauforschung als Spurensuche
Ein Forschungsprojekt zu frühen nationalsozialistischen Konzentrationslagern
Marc Ryszkowski
- 177 Relikte nationalsozialistischer Konzentrationslager in Baden-Württemberg
Ein Erfassungsprojekt der Archäologischen Denkmalpflege
Christian Bollacher/Attila Dézsi
- 184 Umweltgeschichte aus vier Archiven
Das interdisziplinäre DFG-Projekt Bad Waldsee
Matthias Hinderer/Sigrid Hirbodian/
Elena Marinova/Oliver Nelle/Peter Rückert/
Antje Schwalb/Manfred Rösch
- 191 Wellplatte und Sheddach
Die Eternithallen von Ernst Neufert in Leimen
Melanie Mertens
- 197 Hochwassermarke, Obelisk und Pegelhaus
Kleindenkmale erzählen vom Leben am unbegradigten Oberrhein (Teil 1)
Isolde Dautel
- 203 „Etwas aus den Fugen“
Schadensanalyse und Dokumentation der Evangelischen Kirche in Knittlingen-Hohenklingen
David Grüner/Andreas Stiene
- 209 Ziemlich beste Freunde
50 Jahre Städtebauförderung und Denkmalschutz
Martin Hahn
- Denkmalporträts
- 216 Stadtreparatur mit Steinen statt mit Klötzen
Die Werkbundsiedlung am Waldhornplatz in Karlsruhe
Clemens Kieser
- 218 Town Houses im Schwabenland
Eine Wohnanlage des Siedlungswerks im Stuttgarter Bohnenviertel
Martin Hahn
- Ortstermine
- 220 Restaurierung von frühen Stoffmustern der ehemaligen Textildruckfirma Pausa in Mössingen
Bedruckte Gewebe aus den 1930er und 1940er Jahren
Anu-Susanna Ventelä
- 222 Bergung des ältesten Einbaums vom Bodensee
Triboltinger Bohl, Seerhein bei Konstanz
Julia Goldhammer
- 224 Sonnenbühl-Erpfingen, Kreis Reutlingen
Ein frühalamannisches Gefäß aus der Bärenhöhle
Marc Heise/Jonathan Scheschkewitz
- 226 Mitteilungen
- 227 Ausstellungen
- 229 Neuerscheinung
- 229 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen,
bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt das Veranstaltungsprogramm der Landesdenkmalpflege zum Tag des offenen Denkmals sowie eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, seit nunmehr über zwanzig Jahren leben gut drei Viertel der Einwohnerinnen und Einwohner Deutschlands in Städten, mit steigender Tendenz. Weltweit gilt dies inzwischen für über die Hälfte der Weltbevölkerung. Mit anderen Worten: Die Stadt als Siedlungsort des Menschen ist zur Norm geworden, mit allen damit verbundenen Vor- und Nachteilen, mit den Chancen für den/die Einzelne/n, die ein urbanes Umfeld bietet und den Problemen, die es bereiten kann. Aus städtebaulicher Perspektive finden sich darunter viele Aspekte, die gesamtgesellschaftliche Interessen berühren und zu denen auch die Frage nach dem Umgang mit der noch erhaltenen historischen städtischen Bausubstanz zählt. Zugegebenermaßen mag diese Frage angesichts der vielfältigen Herausforderungen, vor denen wir heute stehen, auf den ersten Blick zweitrangig erscheinen. Da es aber letztlich nicht nur darum gehen kann, die Zukunft zu sichern, sondern auch darum, diese lebenswert zu gestalten, ist der denkmalpflegerische Fragenkomplex, nämlich was eine Stadt jeweils historisch ausmacht und was erhalten oder weiterentwickelt werden sollte, eben doch nicht nebensächlich. Wie immer in der Denkmalpflege soll auch hier nicht die sprichwörtliche „Käseglocke“ über ganze Quartiere gestülpt werden, um sie auf ewig unverändert zu konservieren. Ebenso wenig ist es denkmalpflegerisches Ziel, nur die originalen Fassadenzeilen zu erhalten, die wie Kulissen modernen Neubauten vorgesetzt sind und diesen so ein gefälliges Aussehen verleihen sollen. Vielmehr begreift sich die Denkmalpflege hier als Partnerin des Städtebaus, um gemeinsam die Stadt als lebenswerten Raum weiterzuentwickeln. Die historische Entwicklung dieser Kooperation beleuchten drei Beiträge hier im Heft: Der eine fokussiert sich auf die staatliche Förderung des Städtebaus seit den 1970er Jahren, die anderen liefern jeweils ein Beispiel für eine gelungene Zusammenarbeit auf diesem Gebiet.

Ein weiterer Schwerpunkt im vorliegenden Nachrichtenblatt liegt auf der Vorstellung zweier wissenschaftlicher Projekte des Landesamtes für Denkmalpflege, die sich der Erforschung von Zwangs- und Konzentrationslagern aus nationalsozialistischer Zeit in Baden-Württemberg widmen. Mit den Methoden der Bauforschung und der Archäo-



logie werden diese „Denkmale der Unkultur“, wie sie die Autoren bezeichnen, erfasst und untersucht. Neben unserer Verpflichtung, Kulturdenkmale zu erforschen und der Nachwelt zu erhalten, geht es hier auch darum, dort wo die schriftliche Überlieferung schweigt, die materiellen Quellen sprechen zu lassen und zu verhindern, dass sie dem Vergessen anheimgegeben werden.

Die Erforschung und Erfassung dieser zeitgeschichtlichen Denkmalgattung mit archäologischen Methoden geschieht vor dem Hintergrund eines derzeit sehr lebhaften fachinternen, hauptsächlich universitären Diskurses zur Verortung und Verankerung der „Archäologie der Moderne“ im akademischen Fächerkanon. Daraus ergeben sich auch für die archäologische Denkmalpflege Fragen und Herausforderungen, die weit über den Gegenstand der eben angesprochenen Projekte hinausgehen und mit denen wir uns in den nächsten Jahren sicherlich immer häufiger auseinandersetzen werden müssen.

Ich wünsche Ihnen nun eine anregende Lektüre und freue mich, wenn Sie weiterhin die Arbeit des Landesamtes für Denkmalpflege mit kritischem Wohlwollen verfolgen.

Prof. Dr. Claus Wolf

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart



Bauhüttenwesen als Teil des Immateriellen Kulturerbes der UNESCO

Mit dabei sind die drei Bauhütten in Baden-Württemberg: Freiburg, Schwäbisch-Gmünd und Ulm

Am 17. Dezember 2020 wurde das Bauhüttenwesen in das internationale Register „Guter Praxisbeispiele“ des Immateriellen Kulturerbes aufgenommen. Unter dem Titel „Das Bauhüttenwesen der europäischen Kathedralen – Weitergabe, Dokumentation, Bewahrung und Förderung von Handwerkstechniken und -wissen“ wurde die Einschreibung von 18 Bauhütten aus fünf europäischen Ländern beantragt: Deutschland, Frankreich, Norwegen, Österreich und der Schweiz. Weitere Bauhütten, zum Beispiel aus Italien und England, können und sollen im Nachhinein ebenfalls aufgenommen werden.

Yvonne Faller

Geschichte der Bauhütten

Der Begriff „Bauhütte“ weist mehrere Deutungsebenen auf. Ursprünglich war es wohl die Bezeichnung der Arbeitsplätze im Freien, die durch einfache Überdachungen vor den Einwirkungen der Witterung geschützt wurden. Nach und nach entwickelten sie sich zu geschlossenen und teilweise beheizten Werkstätten. Die Bauhütte war meist in direkter Nähe zur Baustelle angesiedelt. Bald wurde der Begriff auf die gesamte Gemein-

schaft aller am Bau beteiligten Handwerker ausgeweitet. Aber auch die Dachorganisation, die im Mittelalter den Bau organisierte, beaufsichtigte und verwaltete, wurde als Bauhütte oder Münstertfabrik bezeichnet.

Bauhütten entstanden wohl im 12. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Errichtung der mittelalterlichen Großkirchen vor allem in der Ile de France. Exakte Nachweise sind kaum möglich, da die Quellenlage zur Gründung von Bauhütten sehr dürftig ist.

Die mittelalterliche Bauhütte, in der mehrere Gewerke unter der Leitung eines Baumeisters arbeiteten, stellte eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit festen Regeln dar, die sich in Ritualen manifestierten. Diese enge Zusammenarbeit erleichterte auch die Weitergabe der handwerklichen Fertigkeiten und die gemeinschaftliche Entwicklung neuer Techniken.

Die Herausforderungen der gotischen Konstruktionen mit dem Ehrgeiz, die bislang massiven Mauern auf schlanke Pfeiler zu reduzieren und die Gewölbe in immer größere Höhen zu führen, erforderte eine zunehmend spezialisierte Arbeitsteilung und stärkte das System der Bauhütten als besondere Gemeinschaft.

Trotz der engen Bindung an die eigene Bauhütte waren die mittelalterlichen Handwerker sehr mobil und bewegten sich auf ihren Wanderschaften durch ganz Europa. Anders als die ansässigen Handwerker bildeten die Steinmetze der Bauhütten eigenständige überregionale Bruderschaften, die sich nur ihren eigenen Regeln unterwarfen.

1 Bauhüttenmitarbeiter in Schwäbisch-Gmünd, um 1888.





Auch die Baumeister waren europaweit tätig und sorgten damit für die Verbreitung neuer Ideen und Verfahren. Ein bekanntes Beispiel für die weitverzweigten Aktivitäten ist die Familie der Parler, die aus Schwäbisch Gmünd stammend, von Wien bis Köln tätig waren, oder der Straßburger Baumeister Ulrich von Ensingen, der in Prag, Mailand, Ulm, Esslingen und Basel arbeitete.

Mit der Fertigstellung der Bauwerke oder aufgrund langjähriger Unterbrechung der Bautätigkeit im ausgehenden Mittelalter wurden die meisten Bauhütten aufgelöst. Nur wenige, wie beispielsweise in Straßburg und in Freiburg, existierten weiter, wenn wohl auch mit deutlich reduzierter Anzahl an Mitarbeitern, die sich vor allem der Pflege des Bestandes widmeten.

Erst der neugotische Bauboom im 19. Jahrhundert mit dem Ziel, die Bauwerke zu vollenden, führte zu Neugründungen von Bauhütten zum Beispiel in Köln, Ulm, Schwäbisch Gmünd und Trondheim. Auch für den Bau neuer Kirchen wurden Bauhütten ins Leben gerufen, so beispielsweise für den Dom in Linz und die Votivkirche in Wien (Abb. 1). Zahlreiche Bauhütten wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts (wieder) neu eingerichtet, als sich der große Aufwand abzeichnete, der für die Erhaltungsarbeiten nötig war. In den 1920er Jahren waren dies die Hütten in Bamberg, Passau, Regensburg, Xanten und Dresden (Zwinger).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in Aachen, Mainz und Lübeck wieder Bauhütten eingerichtet, um den Wiederaufbau und die Instandsetzung dieser Großkirchen zu bewältigen. Noch jüngere „Wieder“-Gründungen fanden in Basel (1986), Soest (1990) und in Dresden (1991) statt, als sich die Erkenntnis durchsetzte, dass die kontinuierliche und systematische Pflege des Bestandes nachhaltiger und erfolgreicher ist als die etappenweise Sanierung bereits stark geschädigter Substanz. Die

letzte Bauhütte wurde im Jahr 2017 im norwegischen Stavanger für die dortige Domkirche installiert.

Arbeiten in der heutigen Bauhütte: zwischen Werkbank und Datenbank

Im Gesamtorganismus der Bauhütten ist die Steinmetzwerkstatt noch immer Identitätsträger und zentraler Ort. Hier werden die handwerklichen Fertigkeiten und Kenntnisse angewendet, weiterentwickelt, gepflegt und weitergegeben. Die Arbeit am Stein erfolgt noch immer in traditioneller Weise mit Knüpfel und Eisen und manchmal unterstützt durch Pressluft (Abb. 2). Moderne Hilfsmittel erleichtern die ehemals körperliche Schwerarbeit beim Heben und Transportieren der Werkstücke sowohl in der Werkstatt als auch vor Ort beim Einsetzen.

In den Bauhütten sind je nach Größe und Bedarf weitere Handwerksberufe vertreten wie Zimmerer, Schreiner, Schlosser, Schmiede und Glaser. Ergänzt werden diese klassischen Gewerke seit einigen Jahren durch Restauratorinnen und Restauratoren mit ihrem Wissen um Konservierungsmethoden (Abb. 3).

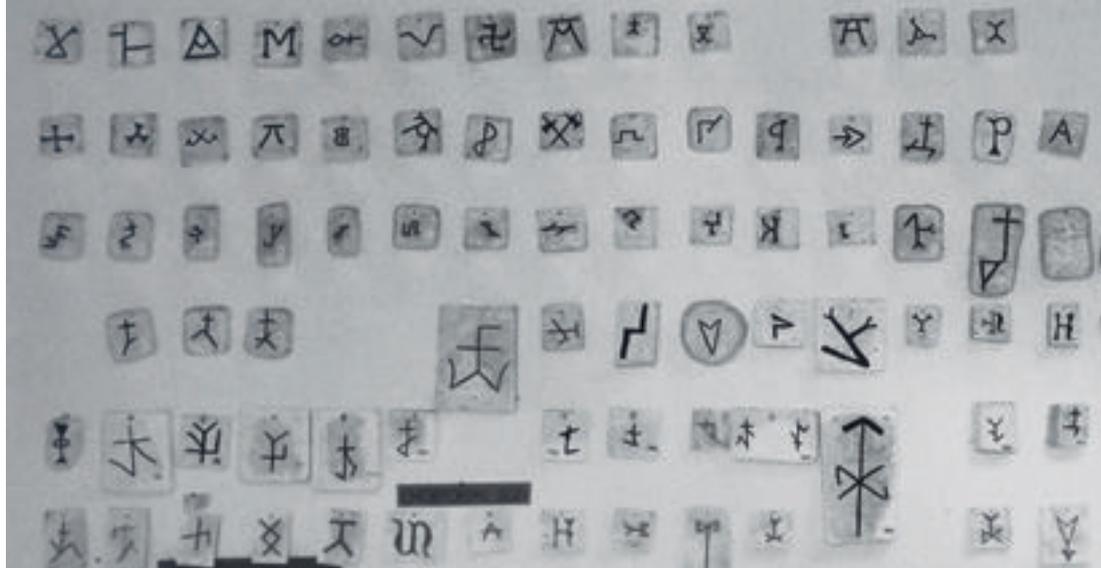
Durch die langjährige und kontinuierliche Zusammenarbeit aller Spezialisten wurden die Bauhütten zu Kompetenzzentren, die ein geballtes und umfassendes Wissen um das gesamte zu betreuende Bauwerk gesammelt haben. Dies betrifft nicht nur den Stein und andere Baumaterialien wie Mörtel, Eisen und Holz, sondern die komplette Bau- und Erhaltungsgeschichte des Bauwerkes.

Das Gedächtnis der Bauhütten stellen die Archive dar, die Sammlungen von Steinen, Abgüssen, Plänen und schriftlichen Dokumenten (Abb. 4; 5). Für den Erhalt der Bauwerke sind dies wahre Schätze, denn auf der Basis dieser Informationen können

2 Arbeit am Werkstein mit Pressluftmeißel.

3 Restaurierwerkstatt der Münsterbauhütte Freiburg.

4 Auswahl aus der Sammlung von Steinmetzzeichen in Schwäbisch Gmünd.



die Baugeschichte und frühere Maßnahmen nachvollzogen, Rückschlüsse über Schadensursachen gezogen und die angemessene Sanierungsmaßnahme gefunden werden. Hier arbeiten Bauforscher und Kunsthistoriker den ausführenden Gewerken zu.

Der wachsende Bestand in den Archiven erfordert neue Technologien in der Archivierung und eine umfassende Digitalisierung der Dokumente mit einer entsprechenden Ordnungsstruktur. Diese ist für den Baubetrieb vor allem im Bereich der Kartierungen des Bestandes und Dokumentation der ausgeführten Maßnahmen wichtig (Abb. 6).

Für die Anwendung neuester Technologien arbeiten die Bauhütten mit Forschungsinstituten und Hochschulen in verschiedenen Bereichen zusammen. Diese befruchtende interdisziplinäre Zusammenarbeit mit externen Spezialisten und den Bauhütten wird in Freiburg, Schwäbisch-Gmünd und Ulm von der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg gefordert und gefördert (Abb. 7). Auf diese Weise können Methoden und Materialien erforscht und entwickelt werden, die perfekt auf das

5 Sammlung von Gipsabgüssen in der Münsterbauhütte Freiburg.



jeweilige Bauwerk abgestimmt sind und einen möglichst nachhaltigen Erfolg versprechen.

Die Unterstützung der Landesdenkmalpflege beschränkt sich nicht auf projektbezogene Maßnahmen, sondern erfolgt auch in Form von regelmäßigen Zuwendungen. Dieser finanzielle Beitrag ist eines der Standbeine für die Gesamtfinanzierung, ein weiteres und wichtiges Standbein sind Spenden. Beispielsweise in Freiburg wird die Hälfte eines Jahresbudgets durch Spenden finanziert.

Unabhängig von den jeweiligen Trägern der Baulast wie zum Beispiel Kirche, Stadt oder Bundesland, wird in den meisten Fällen die Arbeit der Bauhütten durch Fördervereine unterstützt, die fest in der Bevölkerung verankert sind. Oft wurden diese Vereine mit der (Neu-)Gründung der Bauhütten ins Leben gerufen, und schufen damit eine finanzielle, aber vor allen Dingen eine ideelle Grundlage für den Betrieb der Bauhütten und den Weiterbau bzw. Erhalt der Bauwerke.

Deshalb werden die meisten Bauhütten durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verstärkt, die eine aktive Öffentlichkeitsarbeit betreiben. Mit Veranstaltungen (Tag der offenen Tür, Führungen, Vorträgen) und Publikationen wird Wissen vermittelt und die Begeisterung der Öffentlichkeit für „Ihr“ Münster, Dom etc. geweckt und gesteigert.

Das Antragsverfahren in zwei Stufen: national und international

Dem erfolgreichen internationalen Antrag gingen die jeweiligen nationalen Verfahren voraus. In Deutschland wurde der nationale Antrag bereits 2015 von der Münsterbauhütte Ulm beim Kultusministerium des Landes Baden-Württemberg gestellt, welches diesen einstimmig befürwortend an die Kultusministerkonferenz des Bundes weiterleitete. Diese zeigte sich in ihrer Sitzung im Dezember 2016 vom Antrag in allen wesentlichen Punkten überzeugt und regte die Erweiterung um weitere deutsche Bauhütten an.

Dank der guten und umfangreichen Vorarbeit, die von der Ulmer Bauhütte unter der Leitung des in-

zwischen verstorbenen Münsterbaumeisters Michael Hilbert geleistet wurde, konnten die Bauhütten aus Freiburg und Köln sich dem Ulmer Antrag sehr kurzfristig mit den entsprechenden Unterlagen anschließen. Begleitet wurde das gesamte Verfahren von Anfang an von Prof. Dr. Eva-Maria Seng, Leiterin des Lehrstuhls für Materielles und Immaterielles Kulturerbe der Universität Paderborn.

Die Eintragung der drei Bauhütten Freiburg, Köln und Ulm erfolgte im Juni 2018. Parallel zum deutschen Verfahren startete die Straßburger Bauhütte die Vorbereitungen für die nationale französische Bewerbung ebenfalls im Jahr 2015, reichte im März 2017 das Dossier ein und wurde bereits im Juni 2017 in das nationale französische Register eingeschrieben. Damit waren die Voraussetzungen für einen Antrag in das internationale Register erfüllt. Den Initiatoren war es jedoch wichtig, dass sich noch weitere Nationen und Bauhütten dem internationalen Antrag anschließen.

Die jährlich stattfindende Tagung der Dombaumeister, Münsterbaumeister und Bauhüttenmeister bot das geeignete Forum, um ein mögliches Interesse weiterer Bauhütten abzufragen und die dazu notwendigen Schritte zu klären. Im September 2017 fand diese Tagung in Erfurt statt (Abb. 8), auf der die sogenannte Erfurter Erklärung wie folgt formuliert wurde: „Die Bauhütten Europas dienen seit dem Mittelalter der Bewahrung, Überlieferung und Fortentwicklung der traditionellen Handwerkstechniken, die zum Erhalt der europäischen Großkirchen und Kathedralen unbedingt erforderlich sind. Sie bewahren das umfassende Wissen und die spezifischen Kenntnisse um die Bauwerke. Die Vereinigung der Dombaumeister, Münsterbaumeister und Hüttenmeister erklären ihre Absicht, die Anträge [...] zu unterstützen.“



Zuspruch und ideelle Unterstützung erhielten die Baumeister vom thüringischen Ministerpräsidenten Bodo Ramelow, obwohl in Erfurt (noch) keine Bauhütte betrieben wird.

Noch im Herbst 2017 trafen sich Vertreter von 18 europäischen Bauhütten zur ersten Besprechung und zur Klärung der weiteren Schritte. Glücklicherweise waren gleich zu Beginn die zuständigen Vertreter der nationalen UNESCO-Kommissionen dabei und leiteten das Gremium mit großer Umsicht und Unterstützung durch das Dickicht der Formalitäten. Es folgten zwischen November 2017 und November 2018 insgesamt fünf Besprechungen an wechselnden Orten, um die Inhalte des Antrags zu diskutieren und zu formulieren. Insgesamt entstanden circa 50 Seiten Text, der in der Gruppe einvernehmlich verabschiedet werden musste. Dazu wurden zahlreiche Abbildungen aus den verschiedenen Hütten und eine beeindruckende Anzahl von Unterstützerschreiben unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppierungen zusammengestellt. Ein 13-minütiger Bewerbungsfilm, mit viel Engagement vom Ulmer Filmemacher Günter

6 *Steintechniker der Bauhütte Ulm bei der Arbeit.*



7 *Mitarbeiter der Münsterbauhütte Ulm im Jahr 2018.*



8 Dombaumeistertagung in Erfurt 2017, Gruppenfoto der Teilnehmer.

Merkle produziert, komplettierte das umfangreiche Bewerbungsdossier.

Dass dies alles gelang, ist der kollegialen und freundschaftlichen Atmosphäre innerhalb der Gruppe der Baumeister und Bauhüttenmeister, dem engagierten Mitwirken der Profis der UNESCO und vor allem den französischen Kolleginnen und Kollegen aus Straßburg zu verdanken, die es übernahmen, sämtliche Dokumente ins Französische zu übertragen, eine der Amtssprachen der UNESCO. Als ein besonderes Extra wurde zusätzlich ein „Europastein“ geschaffen, an dem Steinmetze aller beteiligten Bauhütten mitwirkten (Abb. 9; 10). Eine circa 1,60 m hohe Fiale, die aus 18 Einzelsteinen zusammengesetzt, das typische Material und die typische Krabbenform der jeweiligen Bauhütte dokumentieren. Das Werk ist zerlegbar und damit gut zu transportieren, sodass er mit einer Gruppe den Weg nach Paris antreten konnte, um die mündlich und schriftlich eingereichte Bewerbung materiell und sinnbildlich zu unterstreichen. Eine kleine internationale Delegation hat am 06. Februar 2019 das Bewerbungsformular im französischen Ministerium für Kultur persönlich und mit kurzen Erläuterungen verbunden offiziell übergeben und dem sehr interessierten und wohlwollenden Gremium einige Fragen beantwortet. Diese erste direkte Rückmeldung und weitere Signale aus den Reihen der UNESCO-Experten ließen hoffen, dass der Antrag auf Zustimmung stoßen wird. Dennoch blieb die Spannung bis zuletzt und die Freude war groß, als am 17. Dezember 2020 offiziell die Aufnahme in das internationale Register erfolgte. Im Einzelnen sind dies zunächst die Bauhütten in Aachen, Bamberg, Basel, Dresden, Freiburg, Köln, Linz, Lübeck, Mainz, Passau, Regensburg, Schwäbisch-Gmünd, Soest, Straßburg, Trondheim, Ulm, Wien und Xanten. Nun sollte als nächster Schritt die Aufnahme weiterer europäischer Bauhütten erfolgen, die dem Antrag nicht gleich beitreten konnten, da entweder die natio-

9 Europastein aus 18 Werkstücken.

nen Verfahren nicht so kurzfristig einzuleiten waren oder die Abstimmungen in der jeweiligen Trägerschaft nicht herbeigeführt werden konnten.

Gründe und Kriterien für die Aufnahme in das Register der Guten Praxisbeispiele

Bauhütten sind nach Auffassung der UNESCO Institutionen, die in idealer Weise die Kriterien des Immateriellen Kulturerbes verkörpern. Dies bezieht sich auf viele unterschiedliche Bereiche, die sowohl die Tradition als auch die Weiterentwicklung und Innovation betreffen.

Auf der einen Seite steht die Bewahrung von Bräuchen und Ritualen, die Weitergabe von Wissen und Fertigkeiten traditioneller Handwerkstechniken, die Weiterführung handwerklicher Organisationsformen und die Verankerung in der städtischen Gesellschaft.

Auf der anderen Seite werden Entwicklung und Einbindung neuer Techniken und neuer Organisations-



formen gefordert, aber auch die Aufnahme neuer Aspekte der gesellschaftlichen Entwicklung. Dabei steht für die UNESCO die Geschlechtergerechtigkeit an vorderer Stelle (Abb. 11).

Unter diesen Aspekten erweisen sich die Bauhütten als Beispiel für eine sich stets erneuernde Einrichtung, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbinden kann. Sie stellen keine statischen Gebilde dar, sondern entwickeln sich stetig weiter, ohne die Vergangenheit zu negieren.

Ein ganz wichtiger Aspekt ist die Internationalität sowohl, was die Verbreitung der Institution Bauhütte als solche betrifft, als auch die Vernetzung zwischen den Bauhütten. Diese Vernetzung wurde bereits im Mittelalter gepflegt und heute in ganz ähnlicher Weise durch Austausch von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, oder durch Austausch von Informationen weitergeführt. Durch die modernen Formen der Kommunikation wird es immer einfacher, auch über große Distanzen hinweg den fachlichen Austausch zu bestimmten Themen zu pflegen. Institutionalisiert wurde dieser intensive Erfahrungsaustausch zwischen den Verantwortlichen für die Erhaltung der großen Kathedralen 1975 durch regelmäßige Treffen, was 1998 zur Gründung der Europäischen Vereinigung der Dombaumeister, Münsterbaumeister und Bauhüttenmeister (kurz: Dombaumeister e.V.) führte. Vergleichbare Vereinigungen existieren in England, Frankreich und Italien.

Auf den jährlich stattfindenden Tagungen werden planerische, denkmalpflegerische, technische und handwerkliche Themen präsentiert und diskutiert. Dies geschieht in einer kollegialen und freundschaftlichen Atmosphäre, die keinen Konkurrenzdruck und auch keine Scheu kennt, fachliche Probleme offen zu benennen.

Die Tagungen werden an wechselnden Standorten in allen europäischen Mitgliedsländern ausgerichtet. Dadurch wächst kontinuierlich die Kenntnis über die Geschichte und Vielfalt der jeweiligen Großkirchen, aber auch die Erkenntnis über die Vergleichbarkeit der Problemstellungen. Insgesamt sind in der Vereinigung circa 50 Bauwerke aus 13 Ländern vertreten. Aber nicht einmal die Hälfte verfügt über eine Bauhütte.

Eine weitere Rolle spielt für die Auszeichnung des Bauhüttenwesens neben der Weitergabe von Wissen auch die Vermittlung der Arbeit an die Öffentlichkeit. Durch diese wird das Verständnis für die Bedeutung der großen Bauwerke geweckt und gefördert. Die meisten der von Bauhütten betreuten Bauwerke zählen heute als UNESCO-Welterbestätten, deren Pflege und Erhalt nur mit großer Unterstützung der Öffentlichkeit gewährleistet werden kann.

Es wäre ein wünschenswertes Ergebnis der jetzt erfolgten Auszeichnung als beispielgebendes Modell



10 Einzelne Werkstücke des Europasteins aus verschiedenen Steinarten.



11 Weitergabe von Wissen: Auszubildende und Altgeselle am Werkstück.

für die Erhaltung des gebauten Weltkulturerbes, wenn dadurch die bestehenden Bauhütten erhalten und gestärkt oder in einigen Fällen gar neu gegründet würden. Über den europäischen Tellerrand hinausgeschaut, wäre ein solches Modell zum Beispiel für die Erhaltung der Tempelanlage von Angkor Wat ein erstrebenswertes Ziel.

Literatur

Sabine Bengel/Dombaumeister e.V.(Hrsg.): Europäische Bauhütten, Immaterielles Kulturerbe der Menschheit, Neulingen 2020.

Yvonne Faller/Heike Mittmann/Stephanie Zumbirk: Freiburger Münster – Die Münsterbauhütte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Freiburg 2012.

Alfred Schottner: Die „Ordnungen“ der mittelalterlichen Dombauhütten, Münster 1994.

Münsterbauverein Schwäbisch-Gmünd (Hrsg.): Heilig-Kreuz-Münster zu Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch-Gmünd 1985.

Heideloff, Carl Alexander von: Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland, München 1919.

www.bauhuetten.org

Yvonne Faller
 Freiburger Münsterbauverein
 Schoferstraße 4
 79104 Freiburg



Vom Landesgewerbemuseum zum Haus der Wirtschaft

Der Prachtbau in Stuttgart wird 125 Jahre alt

Das Landesgewerbemuseum in Stuttgart wurde nach dem Wettbewerbsentwurf des Leipziger Architekturbüros Hartel & Neckelmann von 1890 bis 1896 gebaut. Bestimmt war es nicht nur zur Aufnahme umfangreicher gewerblicher und kunsthandwerklicher Mustersammlungen, sondern auch als Ausstellungstätte. Durchgreifend umgebaut und modernisiert, öffnete das Gebäude 1988 wieder als Haus der Wirtschaft Baden-Württemberg. Seitdem dient das Haus als Tagungs- und Ausstellungstätte für die mittelständische Wirtschaft.

Judith Breuer

Vorgeschichte und Wettbewerb

Im Laufe des 19. Jahrhunderts war in Stuttgart eine Sammlung gewerblicher Muster zusammengetragen worden. Deren Grundstock bildeten Holzdreherarbeiten, Eisenmöbel und Stoffe. Dieses Musterlager betreute seit ihrer Gründung 1848 die Zentralstelle für Gewerbe und Handel. Seit 1850 war das Lager, das nun auch Maschinen und Werkzeuge umfasste, in der ehemaligen Legionskaserne untergebracht. Nachdem die Sammlung auf etwa 300 000 Muster angewachsen war und weiterhin reges Interesse bei den Bürgern genoss, ging der württembergische Staat 1887 an die Finanzierung und Planung eines eigens dafür bestimmten repräsentativen Neubaus. Man eiferte damit vergleichbaren Einrichtungen einiger Großstädte im deutschsprachigen Raum nach, wie dem Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien von 1864, dem Deutschen Gewerbe-Museum zu Berlin von 1867 und dem Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg von 1877, alle untergebracht in eigens dafür errichteten repräsentativen Neubauten.

Zwei Baugrundstücke standen für das geplante Landesgewerbemuseum in Stuttgart zur Wahl. Die Regierungskommission bevorzugte das der vormaligen Gardekaserne im nordwestlichen Stadtgebiet zwischen Kanzlei- (heute Willi-Bleicher-Straße), Schloss-, Linden- (heute Kienestraße) und Hospitalstraße. Weil es nur von Straßen umgeben war, also an keine Bebauung grenzte, und wegen seiner Nähe zum damaligen Bahnhof sprach sich im Juni 1887 auch die Abgeordnetenversammlung für dieses Grundstück aus.

Ende 1887 wurde auf Grundlage eines Bauprogramms ein Wettbewerb ausgeschrieben, der offen war für alle Architekten im Deutschen Reich.

Zum Einsendeschluss am 15. Mai 1888 lagen 27 Arbeiten vor. Das Preisgericht, dem unter anderem Oberbaurat Christian Friedrich von Leins, Stuttgart, Regierungsrat Prof. Hermann Ende, Berlin, sowie Oberbaurat und Dombaumeister Friedrich von Schmidt, Wien, angehörten, zeichnete den Entwurf mit dem Kennwort „Arbeit adelt“ des Architekturbüros Hartel & Neckelmann, Leipzig, mit dem ersten Preis aus. Die Arbeit wurde vom Preisgericht bevorzugt, weil es darin einen „genialen Wurf“ im Umgang mit dem Bauplatz erkannte, es die Raumfolge gelungen und die Ausgestaltung der Innenräume sowie die Ausbildung der Fassaden „anziehend“ fand.

Architekten

Die Partner im erfolgreichen Leipziger Architekturbüro konnten unterschiedlicher nicht ausgerichtet sein. August Hartel, Schüler von Architekten aus dem Umfeld der Kölner Dombauhütte, war als freier Architekt zunächst in seiner Geburtsstadt Köln tätig, wo er sich auf neugotische Kirchenbauten spezialisierte. Der zehn Jahre jüngere Skjold Neckelmann, dänischer Staatsbürger, hatte an der Kunstakademie Wien und der École des Beaux-Arts Paris studiert und kurze Zeit als freier Architekt in seiner Geburtsstadt Hamburg gearbeitet. Wie Hartel beteiligte er sich zusammen mit seinem damaligen Partner an Wettbewerben, allerdings für Profanbauten.

Unabhängig voneinander zogen 1885 sowohl Hartel als auch Neckelmann auftragsbedingt nach Leipzig, wo sie sich bald darauf in einem Büro zusammaten. Erfolgreich nahmen sie gemeinsam an zahlreichen Wettbewerben teil. Die profanen Bauten der Partnerschaft entwarf maßgeblich Neckelmann. Diese gliederte er axialsymmetrisch und



1 Die Hauptfassade des 1890 bis 1896 erbauten Landesgewerbemuseums gegen die heutige Willi-Bleicher-Straße mit ihren zwölf Attikafiguren, Zustand 1898.

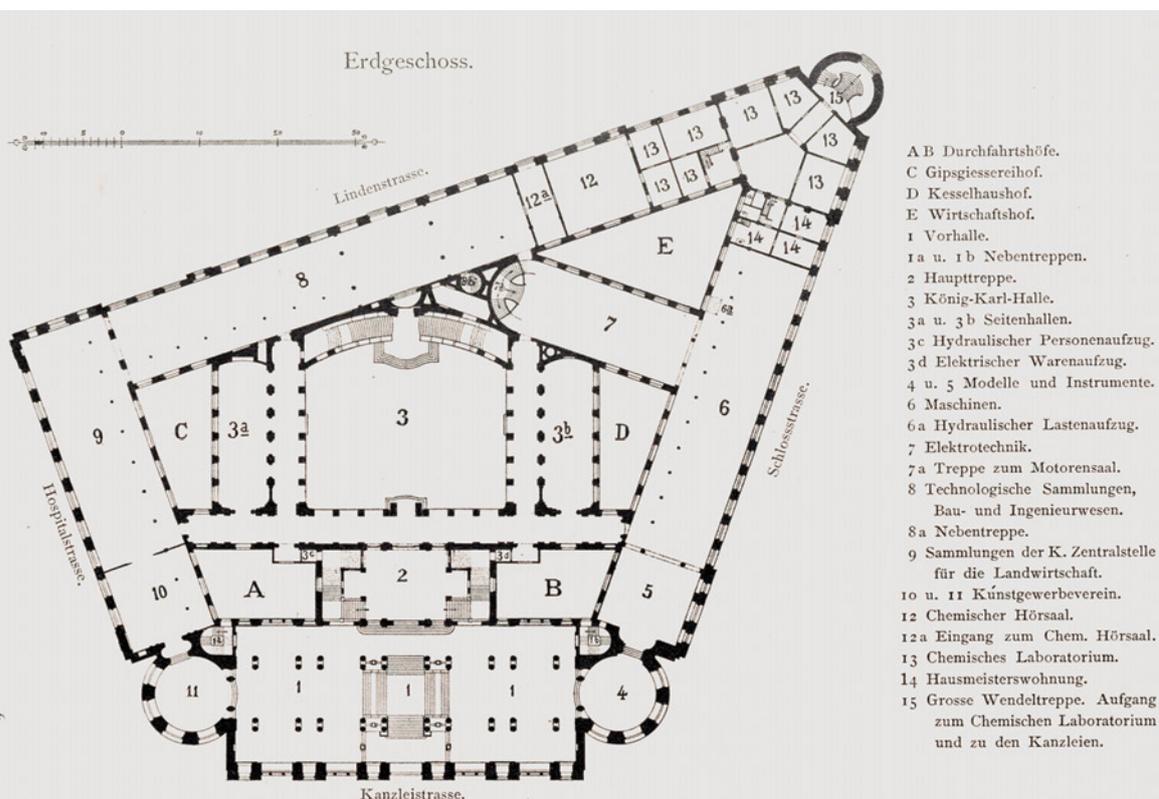
wählte dafür meist Formen der italienischen Renaissance. Ein Jahr nachdem die Partner den ersten Preis für das Stuttgarter Projekt errungen hatten, gab Hartel die Gemeinschaft auf und wurde Dombaumeister am Münster in Straßburg. Dort starb er allerdings schon 1890. Neckelmann betreute ab 1889 die Bauten der Partnerschaft allein. 1890 siedelte er nach Stuttgart über, wo er noch vor Fertigstellung des Museums zum Hochschullehrer in Nachfolge des verstorbenen von Leins berufen wurde. Sein besonderer Einsatz galt dem Bau und Ausbau des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, das sein Hauptwerk werden sollte.

Charakteristik von Architektur und Bauskulptur

Das Grundstück mit seinem unregelmäßigen Umriss nutzten die Architekten vollständig für den

1890 in Angriff genommenen Neubau aus. Damit die an den Gebäudeecken entstehenden schiefen Winkel dem Betrachter verborgen blieben, fügten sie dort kuppelbekrönte Pavillons über kreisförmigen Grundrissen ein (Abb. 1–3). Allerdings fehlt an der Ecke Hospital-, Kienestraße ein solcher Bauteil, wohl weil dieser in der Fernsicht die Hauptschauseite verunklärt hätte. Die Höhenunterschiede der umgebenden Straßen glich das Büro dadurch aus, dass es den Hauptbau mit dem Eingang an die niedrigste Stelle legte, die damalige Kanzleistraße, und diesen wie auch die mittige König-Karl-Halle um einen Stock höher als die übrigen Flügel ausbildete. Die Säle ordnete es im ersten Obergeschoss an. Fünf Innenhöfe sorgten für die Belichtung.

Das innere Gefüge des Baus einschließlich der Decken war im Wesentlichen aus Eisenbeton, die Dachkonstruktion aus Eisen erstellt. Die Dach-



2 Grundriss des Erdgeschosses im ursprünglichen Zustand von 1896.



3 Das Landesgewerbemuseum von Nordosten mit Blick auf die Hauptfront zur heutigen Willibleichers-Straße und den Schlossstraßenflügel, im Vordergrund der ummauerte Garten einer Schule, kolorierte Postkarte, um 1900.

deckungen bestanden am Hauptflügel aus Schiefer, sonst aus Zinkblech, die Kuppeln waren und sind mit Kupferblech gedeckt.

Die Fassaden wurden in Sandstein, genauer Heilbronner Schilfsandstein, über Backsteinmauerwerk ausgebildet und zeichnen sich durch üppige Formen der italienischen Spätrenaissance und des französischen Barock aus. Die Wahl eines Renaissance-Stils lag damals nahe, denn er galt – anfangs noch in der deutschen Ausprägung – seit der Reichsgründung als deutscher Nationalstil. Im Lauf der 1880er Jahre allerdings setzten sich bei der Repräsentationsarchitektur die plastischeren Formen der italienischen Renaissance durch, verbunden mit Formen des französischen Barock, insbesondere in Gestalt von Kolossalsäulen, wie sie auch den Reichstag in Berlin und die Hauptfassade des Landesgewerbemuseums prägen.

Monumentalskulpturen, ebenfalls aus Heilbronner Sandstein, wurden zudem vor der Attika der Hauptschaufseite aufgestellt (Abb. 1; 3; 8). Die allesamt in barockisierender Auffassung ausgebildeten und antikisch gekleideten weiblichen Figuren stellen von links nach rechts betrachtet folgende, durch entsprechende Attribute kenntliche Gewerbe, Künste und Wissenschaften dar: Architektur und Ingenieurkunst, Handel und Schifffahrt, Maschinenbau und Elektrotechnik, Physik und Chemie, Kunstgewerbe und Gewerbe sowie Landwirtschaft und Bergbau.

Das Bildprogramm auch der weiteren, die Fassaden schmückenden Bauskulpturen, wie Reliefporträts namhafter Künstler und Wissenschaftler, Personifikationen der Elemente (Abb. S.160 oben) und der Stile, wurde von Neckelmann entwickelt und gibt im weiteren Sinne einer architecture parlante den Bau als eine den Gewerben, Wissenschaften und Künsten gewidmete Stätte zu erkennen.

Haupträume

Vom Haupteingang an der Kanzlei-, heute Willibleichers-Straße gelangte man damals axial über eine breite Treppe auf ein Podest, von dort über eine dreiarmlige Treppe in die gewölbte und von gekuppelten Säulen gegliederte Vor- oder Treppenhalle (Abb. 2; 4). An diese grenzt das Haupttreppenhaus mit einer ebenfalls aus Granit gearbeiteten Treppe (Abb. 5; 6). Daran schloss sich der wichtigste und größte Raum an, die König-Karl-Halle, die für wechselnde Ausstellungen bestimmt war (Abb. 7). Sie hatte eine Höhe von 26 m. Im ersten Obergeschoss wurde sie von einer offenen Empore, im zweiten Obergeschoss von Arkaden umrahmt. Überfangen war der Saal von einem großen Oberlicht mit gelber Verglasung.

Die gebogene Stirnseite des König-Karl-Saals trug drei Wandgemälde, die der Karlsruher Hochschullehrer Ferdinand Keller – nach einem vom Finanzministerium ausgeschriebenen Wettbewerb – geschaffen hatte. In der Mitte befand sich das Bild des namengebenden 1891 verstorbenen König Karl mit dem Plan der Halle in der Hand. Das linke Großbild hatte das Mittelalter bis zur frühen Neuzeit zum Thema und zeigte neben anderen Personen das Zeitalter in Gestalt einer geharnischten Frau mit Lanze. Auf dem rechten Großbild, das die Zeit zwischen 1794 und 1864, also die neueste Zeit, thematisierte, waren neben anderen eine Württembergia mit Fahne sowie im vorderen Mittelgrund die Personifikation der Epoche mit einem strahlenden Licht in der Rechten und einem geflügelten Rad zu Füßen dargestellt. Mit der Darstellung des Lichts vergegenwärtigte der Maler, dass im Gebäude als einem der ersten in Stuttgart elektrisches Licht installiert war.

Das nach dem Neuen Schloss damals zweitgrößte Gebäude Stuttgarts hatte zweieinhalb Mal so viel Nutzfläche wie die Legionskaserne. Es verfügte neben der Bibliothek im Hauptbau über mehrere Sammlungssäle in den Seitenflügeln. Insbesondere aber bot das Museum dem bürgerlichen Publikum aus Gewerbetreibenden und Unternehmern große und prachtvolle Begegnungsräume, die den königlichen Festsälen mehr als ebenbürtig waren. Feierlich eröffnet wurde das Haus am 6. Juni 1896 mit einer Ausstellung zu Elektrotechnik und Kunstgewerbe. Die Festschrift zur Eröffnung wünschte, dass das Landesgewerbemuseum als Volksmuseum anerkannt werde und dem Fortschritt aller Art dienen möge.

Das Gebäude bis in die 1960er Jahre

Seit dem Ersten Weltkrieg widmete sich die Zentralstelle im Haus mehr der Rohstoffbeschaffung als der Gewerbeförderung. 1921 wurde die Stelle

wie auch ihr Dienstsitz in Landesgewerbeamt umbenannt. Beim schwersten Luftangriff auf Stuttgart im September 1944 wurde auch das Landesgewerbeamt stark beschädigt. Dabei gingen der untere Teil der Vorhallentreppe sowie Großteile des Bücherbestandes und der Sammlungen verloren. Einschusslöcher am westlichen Pavillon zeugen bis heute vom Einzug französischer Truppen im Frühjahr 1945.

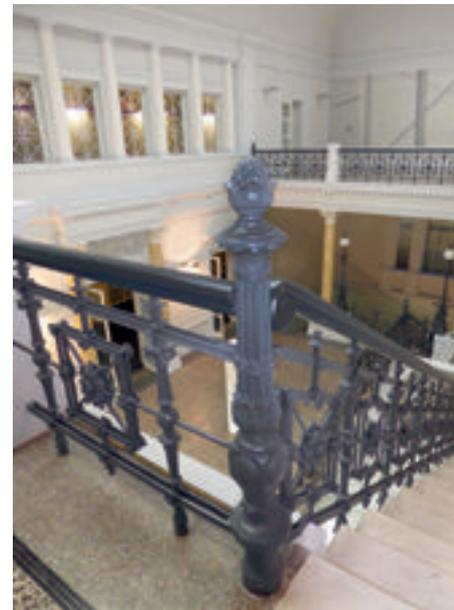
Nach notdürftiger Instandsetzung des Baus bezog das Wirtschaftsministerium Württemberg, seit 1952 Baden-Württemberg, das Gebäude und nutzte es zusammen mit anderen Institutionen bis zu seinem Auszug ab 1957 in den benachbarten Neubau. Weiterhin im Haus ansässig blieben das Landesgewerbemuseum und das Landesgewerbeamt bis zur jeweiligen Auflösung 1968 und 2004. Die restlichen Sammlungsmuster gingen 1968 vor allem an das Landesmuseum Württemberg; den verbliebenen Bücherbestand gab man 1969 an verschiedene Bibliotheken in Stuttgart ab.

Für den in der Nachkriegszeit großen Bedarf an Büroräumen wurden die Säle durch Decken und Wände unterteilt. Auch überdeckte man die beschädigte Vorhallentreppe, um die Treppenhalle unabhängig zu nutzen, die seitdem Weißer Saal, heute Steinbeis-Saal, genannt wurde. Den Haupteingang verlegte man an die Kienestraße. Etwa in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurden die Ädikulen in den Fenstern der ehemaligen Bibliothek entfernt und neue Rundbogenfenster eingebaut (Abb. 8). Um 1965, wahrscheinlich im Zuge der Renovierung des Hospitalstraßenflügels nach Auszug des Ministeriums, entfernte man die Monumentalskulpturen von der Hauptfassade (Abb. 9).

Bis heute fehlt dem Gebäude ein angemessener Vorplatz, was von Anfang an von Architekturkritikern bedauert wurde. An die Stelle des von einer hohen Mauer umgebenen Gartens einer Schule vor der Hauptschauseite (Abb. 3) trat zwar nach 1945 der heute sogenannte Gustav-Heinemann-Platz. Allerdings wird dieser durch die seit 1968 als Zufahrt zum Planetentunnel dienende Willi-Bleicher-Straße durchschnitten.

Erkenntnis des Denkmalwertes

Seit Ende der 1970er Jahre war der Denkmalwert des Baus unbestritten. Als Kulturdenkmal, sogar von besonderer Bedeutung, bezeichnet wurde das Gebäude erstmals am 13. Februar 1979 in einem Anschreiben der Unteren Denkmalschutzbehörde. Förmlich in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen wurde das ehemalige Landesgewerbemuseum dann 1987 im Zuge der Inventarisierung von ganz Stuttgart, und zwar mit der Begründung, dass es unter den vor allem im letzten Drittel des



19. Jahrhunderts erbauten Gewerbemuseen eines der größten und prunkvollsten darstellt und auch als Institution landesgeschichtliche Bedeutung hat, seine Erhaltung daher aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen im öffentlichen Interesse liegt. Zunächst war seitens des Landesdenkmalamtes vorgesehen, den Bau als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung einzustufen, was man allerdings angesichts der damals erfolgenden Eingriffe zugunsten einer Ausweisung als Kulturdenkmal von allgemeiner Bedeutung fallen ließ.

Umbau zum Haus der Wirtschaft

In den Jahren 1981 bis 1984 wurden im Flügel zur Schlosstraße die bombengeschädigten Decken gegen neue Stahlbetonkonstruktionen ausgetauscht und Wohnungen eingebaut. Einige der dabei entfallenen gusseisernen Säulen kamen in das Museum für Technik und Arbeit in Mannheim. Im Zuge dieser Baumaßnahme wurde auch die im

4 Die Vor- alias Treppenhalle, heute Steinbeis-Saal, im Hauptbau, Zustand 1898.

5 Das Haupttreppenhaus kurz nach der Vollendung, 1898.

6 Das Haupttreppenhaus mit der 1988 erfolgten Raumfassung von Ben Willikens. Neben den Säulen die seit 2015 wieder angebrachten originalen bronzenen Kandelaber. Zustand 2020.



7 Die König-Karl-Halle mit den Wandgemälden von Ferdinand Keller und dem gläsernen Oberlicht, Zustand 1898.

8 Das seit 1921 sogenannte Landesgewerbeamt, Zustand um 1955 kurz nach Entfernung der Ädikulen aus den großen Bibliotheksfenstern und noch vor Abnahme der Attikafiguren.

Krieg durch Brand geschädigte Schlossstraßenfassade gereinigt, hier zum Teil leider mit chemischen Mitteln, und durch Platten, Vierungen sowie Restauriermörtel ergänzt.

Um die Mitte der 1980er Jahre rückte das Gebäude in den Fokus der Landesregierung. Im März 1985 beschloss diese einen umfassenden nutzungssteigernden Umbau zum Haus der Wirtschaft, mit dem die Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) als Bau- und Finanzierungsträgerin und ein Stuttgarter Architekturbüro als Planer und Bauleiter betraut wurden.

Vergeblich plädierte das Landesdenkmalamt für die Erhaltung der eisernen Dachkonstruktionen und die originalgetreue Rekonstruktion der Vorhallentreppe unter Verwendung der erhalten ge-

bliebenen Treppenwangen. Vergeblich auch empfahl die Denkmalpflege die Wiederherstellung des König-Karl-Saals in voller Höhe. Das im Januar 1986 vom Regierungspräsidium denkmalschutzrechtlich genehmigte Baugesuch sah dagegen Aufstockungen unter Entfernung der eisernen Dächer vor, dabei zwar die Erhaltung der Vorhalle, aber den Einbau einer neuen geradläufigen Treppe vom Erd- in das erste Obergeschoss und den Fortbestand des König-Karl-Saals, allerdings nur im Bereich über der nachträglich eingezogenen Decke. Zu den mit der Genehmigung erteilten Auflagen gehörten der statische Nachweis für die Notwendigkeit der Eingriffe, die Erhaltung der Reste von Kellers Wandgemälde in der König-Karl-Halle und eine detaillierte Abstimmung der Maßnahmen an den Steinfassaden mit der Denkmalpflege. In einem Zwischenbericht von August 1986 legte die Bauträgerin dem Regierungspräsidium dar, dass die Entkernungen und Aufstockungen zur längerfristigen Flexibilität und aus wirtschaftlichen Gründen zweckmäßig seien, was ohne weitere Prüfung akzeptiert wurde.

Weil das Landesdenkmalamt eine restauratorische Untersuchung der Putzschichten und die Wiederherstellung der originalen Farbigkeit in Vorhalle und Haupttreppenhaus verlangte, wurde ein freier Restaurator mit einer Befunduntersuchung beauftragt. Er und der Restaurator des Landesdenkmalamtes stellten dort zusammenhängende originale Fassungen mit Flächen in beige-farbener und grüner Leim- und Emulsionfarbe, vergoldete Profile und gelben sowie roten Stuckmarmor fest, was eine Rekonstruktion der ursprünglichen Farbfassungen erlaubt hätte.

Doch lehnte die LEG die Rekonstruktion der Raumfassungen ab. Dahinter stand der Wunsch der Bauherrschaft, das Innere des Gebäudes einheitlich hell ohne sich farblich abhebende Räume zu gestalten. Schließlich wurden im Juli 1987 die Bedenken gegen eine Neufassung des gesamten Gebäudesinneren – nach Konservierung und Abdeckung der Altfassungen – entsprechend dem Weiß-Grau-Konzept des damals in Stuttgart lebenden Malers Ben Willikens zurückgestellt (Abb. 6). In der König-Karl-Halle, über dem im Sommer 1986 konservierten Rest von Kellers Wandgemälde, schuf Willikens bald darauf die zwei in Grautönen gehaltenen Wandbilder, genannt Schule von Athen.

Bis 1988 wurden dann auch der Flügel zur Kienerstraße ausgekernt, alle eisernen Dachkonstruktionen entfernt und drei der vier Flügel aufgestockt. Die Steinfassade zur Kienerstraße überarbeitete man in gleicher Weise wie die zur Schlossstraße. Die nachträgliche Decke zwischen Vorhallentreppe und heute sogenanntem Steinbeis-Saal wurde entfernt. Erhalten blieben das Haupttreppenhaus mit samt Treppe, schmiedeeisernen Balustraden und



9 Das heutige Haus der Wirtschaft, Zustand 2021.

Geländern sowie Terrazzoboden (Abb. 6). Leider wurde die dekorative Balustrade um die Rundöffnung in der Decke der Haupttreppenhalle zwischen erstem und zweitem Obergeschoss ausgelagert und durch eine sachlichere Version ersetzt. Dank des Einsatzes der Denkmalpflege sind – wenn auch für die meisten Besucher des Hauses unzugänglich – zwei eiserne Nebentreppen und die eiserne Oberlicht-Tragkonstruktion über dem König-Karl-Saal an Ort und Stelle erhalten geblieben. Sogar vollständig überliefert ist der Ausbau des nordwestlichen Pavillons mit hölzernem Eingangstürblatt, der aus Oolith und Granit gearbeiteten Wendeltreppe mit eisernem Geländer und das abschließende Rabitz-Gewölbe samt eisernem Kuppeltragwerk.

Nach Abschluss des Umbaus von Hauptflügel und Kernbau öffnete das Gebäude 1988 als Haus der Wirtschaft. Bis 1990 war das gesamte Gebäude umgebaut (Abb. 9). Seitdem dient es als Tagungs- und Ausstellungsgebäude für die mittelständische Wirtschaft, dies auch nachdem 2004 die Aufgaben des Landesgewerbeamts weitgehend vom Wirtschaftsministerium übernommen wurden. Nach 2000 wurden neuerlich Bauunterhaltungsmaßnahmen notwendig. So erfolgte 2006 ein Neuanstrich der eisernen und hölzernen Profile der vorwiegend aus den 1950er und 1980er Jahren stammenden Fenster. Als Farbton wählte man ein Kupferoxidgrün nach restauratorischem Befund am einzigen erhaltenen Originalfenster.

Fazit

Von der ursprünglichen nationalen Bedeutung des ehemaligen Landesgewerbemuseums zeugen seine Neorenaissance- und Neobarock-Gliederungen. Die bis heute fortbestehende Aufgabe des Hauses veranschaulicht das umfangreiche Bildprogramm seiner Fassaden. Dieses allerdings ist heute unvollkommen, denn leider fehlen bislang

die Monumentalfiguren vor der Attika, die besonders eindrucksvoll die vom Haus geförderten Gewerbe, Künste und Wissenschaften darstellen.

Literatur und Quellen

Haus der Wirtschaft Baden-Württemberg, hrsg. vom Landesgewerbeamt Baden-Württemberg u. a. (mit Beiträgen von Herbert Fecker u. Wolfgang Mayer), Stuttgart 1988.

Wolfgang Mayer: Noch sind die Attikafiguren im Bauhof, in: Stuttgarter Zeitung vom 24. Februar 1988.

Idee des Gesamtkunstwerks, in: Stuttgarter Zeitung vom 24. Februar 1988.

Akten zu Stuttgart-Mitte, Willi-Bleicher-Str. 19 (ehem. Landesgewerbemuseum/-amt, ab 1979 Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen).

Barbara Mundt: Die deutschen Kunstgewerbemuseen im 19. Jahrhundert, München 1974, S. 48, 115, 118, 249, 251.

Staatsarchiv Ludwigsburg Bestände FL 410/8/II Nr. 65-1-33 (1907–1965) u. FL 405/5 – Bü 334 (1896–1961). Skjöld Neckelmann (Hrsg): Das Königlich Württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart, Berlin 1898.

Das neue Gebäude des k. württembergischen Landesgewerbemuseums in Stuttgart, in: Deutsche Bauzeitung 30 (1896), S. 625–626, 649–653.

Das K. Württembergische Landes-Gewerbemuseum in Stuttgart: Festschrift zur Einweihung des neuen Museumsgebäudes, Stuttgart 1896.

Preis-Ausschreiben für den Neubau eines Landesgewerbe-Museums in Stuttgart, in: Deutsche Bauzeitung 22 (1888), S. 321–322 mit 6 Abb., davon 5 auf S. 323–325.

Dr. Judith Breuer

Oberkonservatorin a. D.

Haigststafel 6

70597 Stuttgart

Glossar

Ädikula

Einer Tempelfront ähnliches Element

Attika

Niedriger Aufbau über dem Hauptgesims



Die Attikafiguren des ehemaligen Landesgewerbemuseums in Stuttgart Bedeutung und Schicksal der Skulpturen

Wichtige Elemente des nach Entwurf des Leipziger Architekturbüros Hartel & Neckelmann in Stuttgart erbauten und vor 125 Jahren eröffneten Landesgewerbemuseums waren Monumentalskulpturen auf der Hauptfassade zur heutigen Willi-Bleicher-Straße. Die Figuren überstanden die Fliegerangriffe im Zweiten Weltkrieg, wurden aber vor rund 50 Jahren abgenommen. Wiederholt umgelagert, warten sie bis heute auf ihre Rückkehr auf das seit 1988 sogenannte Haus der Wirtschaft.

Judith Breuer

Bildhauer und Bedeutung der Figuren

Die Fassaden des 1890 bis 1896 erbauten ehemaligen Landesgewerbemuseums sind aus Heilbronner Schilfsandstein gearbeitet und zeichnen sich durch üppige Formen der italienischen Spätrenaissance und des französischen Barock aus. Bei Vollendung des Baus wurden vor der Attika der Hauptschauseite Figuren aufgestellt, die ebenfalls aus Heilbronner Sandstein, allerdings – wie für Bildhauerarbeiten sinnvoll – von größerer Dichte, gearbeitet sind (Abb. S. 161 oben; 1–4). Die allesamt in barockisierender Auffassung ausgebildeten und antikisch gekleideten weiblichen Figuren haben eine Höhe von 2,76 m. Aufgestellt wurden sie auf quaderförmigen Sockeln. Zu ihrer Sicherung dienten rückseitig Eisenstäbe, die in blattförmigen Ele-

1 Das ehemalige Landesgewerbemuseum mit den zwölf Attikafiguren über der Hauptfassade. Postkarte mit Aufnahme vom Luftschiff Graf Zeppelin, um 1930 (Ausschnitt).

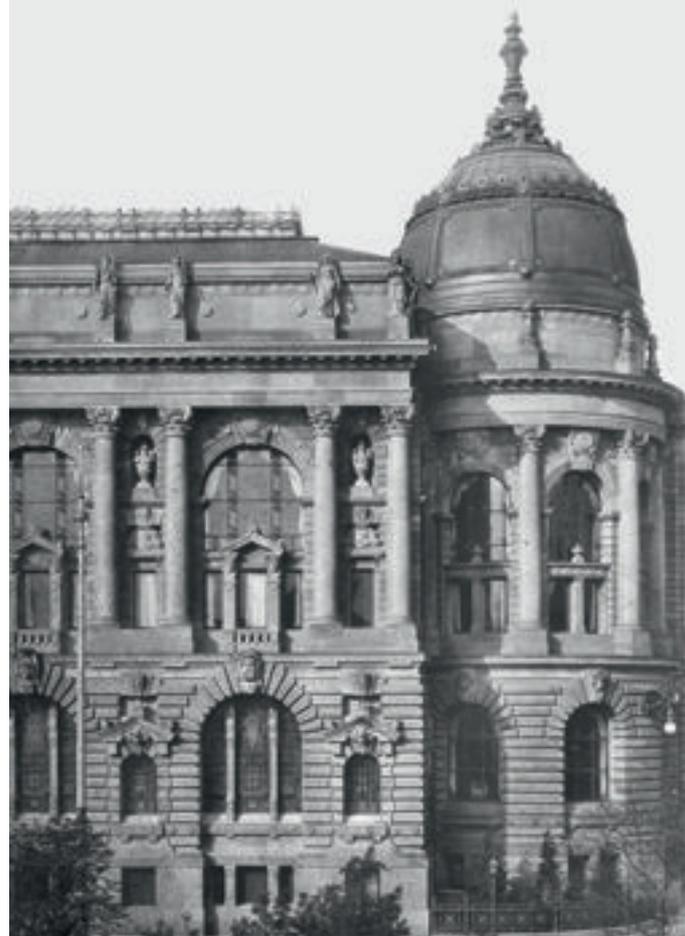


menten, zugleich dekorative Hintergründe für die Köpfe, befestigt waren. Die Standbilder stellen von links nach rechts betrachtet folgende – durch entsprechende Attribute verdeutlichte – Gewerbe, Künste und Wissenschaften dar: Architektur und Ingenieurkunst, Handel und Schifffahrt (Abb. 2), Maschinenbau und Elektrotechnik, Physik und Chemie, Kunstgewerbe und Gewerbe sowie Landwirtschaft und Bergbau (Abb. 3).

Fünf der sechs Bildhauer, die diese Monumentalskulpturen geschaffen haben, waren Schüler von Theodor von Wagner (1800–1880) an der Königlichen Kunstschule in Stuttgart, dem Schöpfer der Reliefs an der Jubiläumssäule auf dem Stuttgarter Schlossplatz. Nur Ernst Curfess (1849–1896) hatte seine Ausbildung an den Hüttenwerken in Wasseralfingen erfahren. Nach Aufenthalt in Berlin und Rom war er 1892 von König Karl zum Hofbildhauer ernannt worden. Attribut seiner „Architektur“ ist das Modell eines romanischen Zentralbaus, das seiner „Ingenieurkunst“ eine Rammsonde (Abb. 5).

Die Skulpturen von Handel (Abb. 2; 5) und Schifffahrt stammen vom Stuttgarter Bildhauer Hermann Bach (1842 bis um 1914/19). Attribute seiner Figur des Handels sind Buch und Beutel in der Rechten sowie – wie bei Hermes, dem Götterboten und Schutzgott der Kaufleute – zwei Flügel als Kopfschmuck und ein von zwei Schlangen umwundener Stab in der Linken. Bei der Figur der Schifffahrt weist ein langer Stab, wahrscheinlich ein Wasserstandsmesser, in der Linken auf deren Bedeutung hin.

Die Figuren Maschinenbau und Elektrotechnik sind Arbeiten des Württembergers Georg Rheineck (1848–1916). Den „Maschinenbau“ erkennt man zweifelsfrei an den Attributen Hammer, den die Figur über der linken Schulter trägt, und Zahnrad



an ihrer rechten Seite (Abb. 6). Die „Elektrotechnik“ hält in der Linken eine Glühlampe, die sogar mit ihrem netzartig profilierten Ballon den damaligen Leuchten im Gebäude ähnelt (Abb. 8; S. 163, Abb. 4). Damit wollte Rheineck darauf anspielen, dass im Landesgewerbemuseum als einem der ersten Gebäude in Stuttgart eine elektrische Beleuchtung mit Glühlampen, damals genau 743, installiert worden war.

Die Personifikationen von Physik und Chemie sind Arbeiten des württembergischen Bildhauers Adolf Fremd (1853–1924), dem späteren Schöpfer des Nachtwächters auf dem gleichnamigen Brunnen in Stuttgarts Mitte. Die Figur der Physik hielt ursprünglich einen Winkelmesser, die der Chemie hält bis heute ein kellenartiges Schmelzgefäß mit Ausguss in der Rechten und hat einen Destillationsofen an der linken Seite.

Die Attikafiguren Kunstgewerbe (Abb. 9) und Gewerbe stammen vom Stuttgarter Bildhauer Albert Gäckle (1853–1925), der einige Jahre später die Apostel-, Evangelisten- und Prophetenstatuen in der Johanniskirche in Stuttgarts Westen schaffen sollte. Seine Kunstgewerbe-Skulptur ist die prächtigste von allen zwölf Attikafiguren. Sie trägt ein aufwendig dekoriertes Gewand. Ihre Attribute sind ein dekorativer Pokal in der Rechten und ein hoher ebenfalls dekorativer Leuchter an der linken Seite. Dagegen trägt die schlichtere Gewerbe-Skulptur Arbeitshandschuhe als Attribute (Abb. 3; 6).

Die beiden ursprünglich äußerst rechts auf der Attika stehenden Personifikationen der Landwirtschaft und des Bergbaus (Abb. 3; 10) stammen

vom Stuttgarter Bildhauer Theodor Bausch (1849–1925), der auch den figürlichen Schmuck an den Portalen des im selben Jahr wie das Landesgewerbemuseum eröffneten Schwabtunnels und später den Gänsepeter auf dem gleichnamigen Brunnen im Westen Stuttgarts schuf. Seine Darstellung der Landwirtschaft hält als Attribut Ähren in ihrer Rechten, seine Personifikation des Bergbaus ist zu erkennen an einer turbanähnlichen Kopfbedeckung und einem Hammer.

Auch die Fassaden des als Landesgewerbemuseum erbauten Gebäudes sind reich mit figürlicher Bauskulptur versehen (Abb. 1). Schlusssteine der großen Erdgeschossfenster zeigen Reliefköpfe, die – von Gäckle gearbeitet – an der Hauptfassade zur heutigen Willi-Bleicher-Straße unter anderem die Elemente darstellen. Die Köpfe an der Kienestraße versinnbildlichen verschiedene Stile vom sogenannten ägyptischen bis zum Louis-Seize-Stil. An allen Fassaden finden sich zudem Porträtmedallions bedeutender Württemberger, die ebenfalls von Gäckle stammen.

Das Bildprogramm der Fassaden hatte maßgeblich der Architekt des Gebäudes, Skjold Neckelmann, entworfen. Es kennzeichnete das Gebäude im Sinne einer architecture parlante als eine den Gewerben, Wissenschaften und Künsten gewidmete Stätte. Der Attikaschmuck wurde in seiner Funktion als Bedeutungsvermittler sogar vorbildhaft. Kurz nach Aufstellung der Skulpturen in Stuttgart krönte man eine gleichartige Einrichtung in Deutschland, das wenig später, 1892 bis 1897 in Nürnberg erbaute Bayerische Gewerbemuseum,

2 Der linke Teil der Hauptfassade mit den Architektur, Ingenieurkunst, Handel und Schifffahrt verkörpernden Attikafiguren, Zustand 1898.

3 Der rechte Teil der Hauptfassade mit den Kunstgewerbe, Gewerbe, Landwirtschaft und Bergbau darstellenden Attikafiguren, Zustand 1898.

4 Das Landesgewerbeamt gegen die Haupt- schauseite um 1960 nach Entfernung der Ädikulen und kurz vor Abnahme der Attikafiguren.



mit ähnlichen Großskulpturen, die wie in Stuttgart technische Künste und Wissenschaften personifizieren.

Abbau und Verbleib der Figuren

Beim Fliegerangriff auf Stuttgart am 12. September 1944 wurde das seit 1921 sogenannte Landesgewerbeamt stark beschädigt. Die Attikafiguren indes überstanden den Krieg ohne sichtbare Schäden (Abb. 4).

In der im Auftrag der Stadtverwaltung 1954 unter dem Titel „Stuttgarts Kunst- und Kulturdenkmale“ herausgebrachten Veröffentlichung versammelt der Autor Gustav Wais, von 1945 bis 1948 Direktor des württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege, den wertvollen skulpturalen Schmuck von oder an Bauten in Stuttgart, der die Kriegszerstörung überstanden hat. Unter anderem benennt er die Bauskulpturen des Landesgewerbeamts. Dazu zählt er auch die Attikafiguren, womit diesen erstmals der Wert von Kunst- und Kulturdenkmalen zugesprochen wird.

Nach notdürftiger Instandsetzung bezog das Wirtschaftsministerium Württemberg, ab 1952 Baden-Württemberg, den Bau und nutzte ihn zusammen mit anderen Institutionen bis zu seinem Auszug ab 1957 in den benachbarten Neubau. Um 1965, wahrscheinlich im Zuge der Renovierung des vom Ministerium geräumten Hospitalstraßenflügels, entfernte man – wohl wegen damals erkannter Schäden und mangels Mittel für eine sofortige Restaurierung – die Monumentalskulpturen von der Attika der Hauptfassade. Ein Foto aus der Zeit um 1960 zeigt die Hauptschauseite des Gebäudes letztmals mit den Attikafiguren (Abb. 4).

Seit Ende der 1970er Jahre war der Denkmalwert des gesamten Baus unbestritten. Förmlich in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen wurde das ehemalige Landesgewerbemuseum dann 1987 im Zuge der Inventarisierung von ganz Stuttgart, und zwar mit der Begründung, dass es unter den vor allem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erbauten Gewerbemuseen eines der größten und prunkvollsten darstellt und auch als Institution landesgeschichtliche Bedeutung hat, seine Erhaltung daher aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen im öffentlichen Interesse liegt. Als Teil dieses Kulturdenkmals aufgenommen wurden auch die damals bereits entfernten zwölf Attikafiguren. Um die Mitte der 1980er Jahre rückte das Gebäude in den Blickwinkel der Landesregierung. Im März 1985 beschloss diese einen nutzungssteigernden Umbau zum Haus der Wirtschaft. Im Zuge dieser Baumaßnahme erinnerte sich ein Mitarbeiter des Hochbauamts an die Attikaskulpturen, die auf einem landeseigenen Gelände im Stuttgarter Pfaffenwald untergestellt worden waren. Die unter den Resten des mittlerweile zusammengebrochenen Schuppens wiedergefundenen Figuren transportierte man in die beiden Natursteinwerke im Kreis Heilbronn, die damals mit der Fassadeninstandsetzung beauftragt waren. Die Skulpturen wurden dort 1987 auf Schäden und Restaurierbarkeit untersucht. Es zeigte sich, dass Attribute, Arme oder Beine abgebrochen, viele auch verloren waren, bei der Figur der Landwirtschaft sogar der Kopf. Durch Witterung und Luftverschmutzung, verstärkt durch eine jahrzehntelange unsachgemäße Lagerung, waren mehr oder weniger starke Absandungen, Risse, Abplatzun-

5 Die Architektur, Ingenieurkunst und Handel darstellenden Attikaskulpturen vor der Hauptfassade kurz nach ihrer Abnahme um 1965.





6 Die Figuren in der Lagerhalle des Natursteinwerks in Eppingen, von links nach rechts: die Standbilder von Maschinenbau, Gewerbe, Handel, Physik, Kunstgewerbe, Ackerbau, Bergbau und Ingenieurskunst. Zustand 2016.

gen, Schalen und Krusten an den Standbildern entstanden. Das Hochbauamt sah damals aus Mangel an Mitteln von der Konservierung und Rückführung der Figuren ab. Die Großfiguren blieben – auf Kosten des Landes – bei den zwei Natursteinfirmen gelagert.

Anfang der 1990er Jahre erfuhr das Landesdenkmalamt, dass das Schutzdach, unter dem sechs der Großskulpturen bislang in einem der Betriebe im Kreis Heilbronn gelagert waren, abgebaut worden war. Weil dadurch weitere Witterungsschäden an diesen Figuren zu befürchten waren, verlangte das Amt eine sichere Aufbewahrung und darüber hinaus auch die Konservierung der Figuren. Die Ober-

finanzdirektion erklärte 1992 daraufhin, dass die Konservierung und die Restaurierung derzeit aus finanziellen Gründen nicht möglich wären, sagte aber eine sichere Lagerung zu.

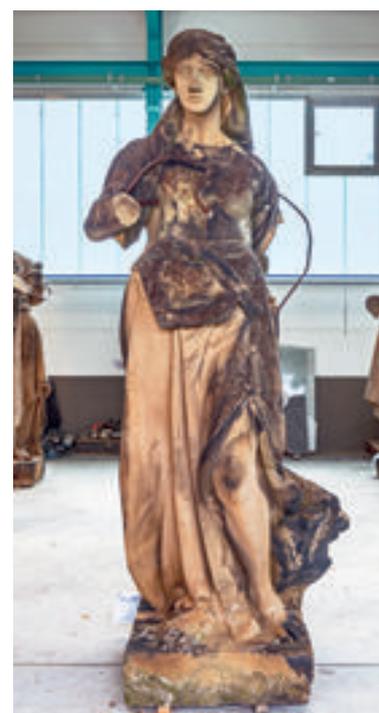
Nachdem um das Jahr 2000 bekannt geworden war, dass eine der Natursteinfirmen Konkurs angemeldet hatte, erinnerte das Landesdenkmalamt an die dortigen Figuren und erneut an die witterungsgeschützte Unterbringung sowie anschließende Konservierung aller Großskulpturen. 2002 wurden die sechs Figuren aus dem in Auflösung befindlichen Werk in das Natursteinwerk mit den anderen sechs Skulpturen transportiert. Das Staatliche Vermögens- und Hochbauamt Stuttgart versicherte

7 Die den Handel personifizierende Attikafigur mit geflügeltem Helm, dem von Hermes, dem Schutzgott der Kaufleute, entlehnten Attribut. Der von Schlangen umwundene Hermesstab ging bei unsachgemäßer Lagerung verloren. Zustand 2016.

8 Die Attikaskulptur Elektrotechnik mit einer Glühlampe in ihrer linken Hand. Zustand 2016.

9 Die Attikafigur Kunstgewerbe mit prunkvollem Gewand und dekorativen Attributen, Zustand 2016.

10 Die den Bergbau darstellende Attikafigur, Zustand 2016.





-  Abbruchkante
-  Schalen
-  entfestigte Bereiche
-  Metall
-  Mörtelkittung
-  Zementergänzung
-  kleinteilige Schuppen
-  Riss
-  bauzeitliche Vierung
-  Kunststoffkittung
-  Detailfoto vorhanden

11 Kartierung des Zustands der den Handel darstellenden Figur, erstellt 2016/2021 durch das Landesamt für Denkmalpflege.

dem Landesdenkmalamt, nachdem es diese Umlagerung veranlasst hatte, dass die Attikafiguren wieder auf dem seit 1988 sogenannten Haus der Wirtschaft aufgestellt würden. Im Mai 2013 erklärte das Ministerium für Finanzen und Wirtschaft aufgrund einer Anfrage aus dem Landtag, dass langfristig angestrebt sei, die Figuren zu restaurieren und wieder an ihrem Originalstandort aufzustellen. Die Attikafiguren sind also nicht aufgegeben.

Zustandserfassung zur Vorbereitung von Maßnahmen an den Figuren

Im Januar 2016 machten sich Vertreter der Denkmalbehörden im Natursteinwerk in Eppingen nochmals ein Bild vom Zustand der Skulpturen. Dabei stellten sie fest, dass acht in einer Halle, vier aber wieder im Freien gelagert waren. Die Vertreter der Denkmalbehörden verlangten daraufhin nochmals eine wettersichere Unterbringung aller Figuren und erneut ihre Konservierung zur Wiederaufstellung vor der Attika des Hauses der Wirtschaft. Die Figuren wurden umgehend unter Dach verbracht (Abb. 6), wo Mitarbeiter des Landesamtes sie gründlich prüften und fotografierten (Abb. 7–10).

Bei der Begutachtung zeigte sich, dass neun Skulpturen an Sockel oder Rückseite den Namen des jeweiligen Bildhauers und vier zudem die Jahreszahl 1894 tragen (Abb. S. 166 oben). Figuren mit abgespreizten Armen oder ausladenden Attributen, wie „Maschinenbau“, „Elektrotechnik“, „Physik“ und „Bergbau“, zeigten im Vergleich zu den kompakt gearbeiteten Skulpturen größere Schäden (Abb. 6). Zudem war bei der Begutachtung zu erkennen, dass an fast allen Figuren lange vor ihrer endgültigen Abnahme Reparaturmaßnahmen vorgenommen worden waren. Auch offenbarte sich, dass die Skulpturen in den 50 Jahren, in denen sie an verschiedenen Orten und zeitweise unsachgemäß im Freien gelagert waren, mehr gelitten hatten als in den etwa 70 Jahren vor der Attika ihres Bestimmungsbaus.

Auf der Grundlage der in der Halle aufgenommenen Fotos und nach Augenschein erarbeiteten die Mitarbeiter des Landesamtes für jede Skulptur eine Zustandskartierung, differenziert auf vier Ansichtsseiten (Abb. 11). Diese Pläne sind als Grundlage gedacht, um für jede Figur nun auch Kartierungen der Schäden und der erforderlichen Maßnahmen zur Ausschreibung von Konservierung und Restaurierung unter entsprechend qualifizierten Steinrestauratoren zu erstellen.

Nach Durchführung der Konservierungen wird sich zeigen, welche Figuren nicht mehr so weit instandsetzbar sind, um erneut vor der Attika aufgestellt zu werden. Die weniger stabil konservierbaren dürften aber im Inneren des Hauses der Wirt-

schaft, so in der weitläufigen Treppenhalle, einen geschützten und würdevollen Platz finden. An ihrer Stelle vor der Attika sind zur Schließung der Figurenreihe Repliken sinnvoll. Die Mehrzahl der originalen Skulpturen dürfte nach Konservierung und Restaurierung aber auf das Hauptgesims der Eingangsfront zurückkehren können, wo bis heute zwölf Sockel und in Kopfhöhe zwölf Dekorelemente auf sie warten (S.165, Abb. 9).

Fazit und Ausblick

Das Bildprogramm der Fassaden des ehemaligen Landesgewerbemuseums veranschaulicht dessen Bestimmung für Gewerbe, Kunst und Wissenschaften. Bis etwa 1965 standen zudem zwölf Attikafiguren weithin sichtbar für die Aufgabe des Gebäudes. Während auf der Attika des Gewerbemuseums in Nürnberg von den ursprünglich acht Figuren heute noch die sechs stehen, die den Krieg überdauert haben, warten die zwischengelagerten Monumentalskulpturen vom Stuttgarter Bau bis heute auf ihre Rückkehr.

Hoffentlich spornt das Jubiläum des Gebäudes zu Konservierung und Rückholung der steinernen Damen an. Vielleicht fühlen sich zudem einige baden-württembergische Industrie-Verbände oder Firmen ermuntert, sich als Paten an den Konservierungskosten für das eine oder andere Standbild zu beteiligen. Wenn die Monumentalskulpturen vor die Attika des Hauptbaus zurückgekehrt sein werden, dann ist nicht nur die Hauptfassade des ehemaligen Landesgewerbemuseums weitgehend originalgetreu wiederhergestellt, sondern auch die ursprüngliche weitreichende Bedeutung des Hauses wieder vollständig und von Weitem ablesbar.

Literatur und Quellen

- Akten zu Stuttgart-Mitte, Willi-Bleicher-Str. 19 (ehem. Landesgewerbemuseum/-amt) ab 1979, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen.
- Wolfgang Mayer: Noch sind die Attikafiguren im Bauhof, in: Stuttgarter Zeitung vom 24. Februar 1988.
- Christina Pallin: Das Bayerische Gewerbemuseum in Nürnberg..., unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Erlangen-Nürnberg 1987, S. 68–69.
- Gustav Wais: Stuttgarts Kunst- und Kulturdenkmale, Stuttgart o. J. [1954], S. 30–31.
- Das K. Württembergische Landes-Gewerbemuseum in Stuttgart. Festschrift zur Einweihung des neuen Museumsgebäudes. Stuttgart 1896, S. 85–86.

Dr. Judith Breuer
Oberkonservatorin a. D.
Haigsttaffel 6
70597 Stuttgart

Bauforschung als Spurensuche

Ein Forschungsprojekt zu frühen nationalsozialistischen Konzentrationslagern

Das Bild von einem nationalsozialistischen Konzentrationslager (KZ) ist geprägt durch die großen Vernichtungslager der 1940er Jahre. Parallel zur historischen und politischen Beschäftigung mit ihnen sind ihre materiellen Zeugnisse schon länger ein Objekt der Denkmalpflege. Die frühen Konzentrationslager haben mit den späteren Arbeits- und Vernichtungslagern nur wenig gemeinsam; Organisation und Zweck der Errichtung unterscheiden sich wesentlich. Einschlägig für die frühen Lager ist der Rückgriff auf Bestandsgebäude. Dementsprechend zeichnet sich die Lagernutzung als vergleichsweise dünne Zeitschicht in einem vielschichtigen Denkmalkontext ab. Gerade darin liegt eine der Herausforderungen des auf zwei Jahre angesetzten Projekts des Landesamtes für Denkmalpflege zur Erforschung der frühen Konzentrationslager, das Anfang 2020 angelaufen ist und in engem Austausch zu einem weiteren Projekt des Landesamtes steht, das sich mit den Außenlagern des KZ-Komplexes Natzweiler-Struhof befasst und über das ebenfalls in diesem Heft berichtet wird.

Marc Ryszkowski

Die Situation in Baden und Württemberg

Die ersten KZs in Baden und Württemberg waren keine wilden Lager im Sinne der reichsweit mit Regierungsantritt der Nationalsozialisten durch SS und SA eingerichteten „Folterkeller“, sondern Einrichtungen in der Verantwortlichkeit des badischen bzw. württembergischen Innenministeriums, das die zu verwendenden Gebäude in der Regel anmieten musste. Zweck der Einrichtungen war die Ausschaltung der Opposition mit der Perspektive der politischen Umerziehung auf dem Weg zur Konsolidierung des Nationalsozialismus. Jenseits human formulierter Lagerordnungen waren auch die frühen KZs in Baden und Württemberg Orte von Schikane, Folter und Tod.

Die Gruppe der zu untersuchenden baulichen Anlagen umfasst das Fort Oberer Kuhberg als Teil der Bundesfestung Ulm, Räumlichkeiten des ehemaligen Klosters Gotteszell in Schwäbisch Gmünd und des ehemaligen fürstbischöflichen Schlosses Kislau, das Hofgut Ankenbuck in Klengen und die Unteraktsgebäude des Lagers Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Bei den letzten beiden Objekten handelt es sich nicht um Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Für die übrigen besteht die konstituierende Denkmaleigenschaft nur im Fall des Forts Oberer Kuhberg (auch) in der

wissenschaftlich und heimatgeschichtlich begründeten historischen Bedeutung des Ortes als frühes KZ. Innerhalb der Gruppe ist es gleichzeitig das einzige Objekt, das aktuell als KZ-Gedenkstätte genutzt werden kann.

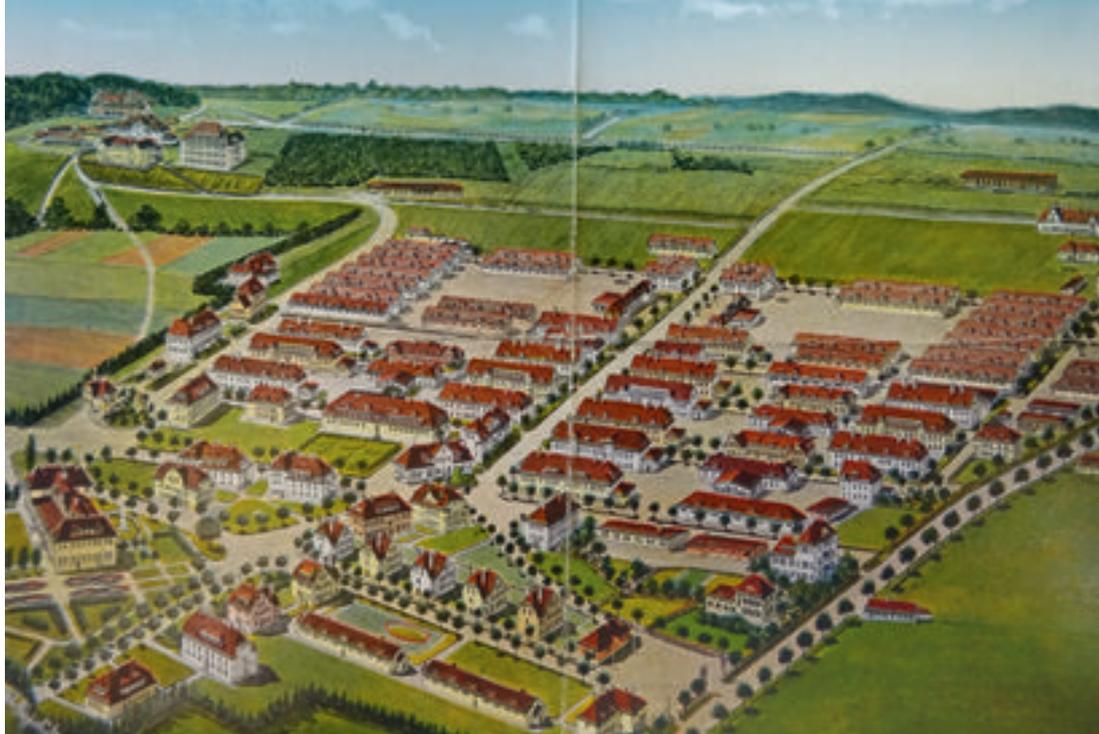
Auch nachdem die Nutzungsphase als Konzentrationslager ausdrücklich zu einem zentralen Bestandteil der Denkmalbegründung geworden ist, fällt es schwer, konkrete Teile des vorhandenen Bestands damit in Verbindung zu bringen und die historische Bedeutung über den bloßen Ort hinaus materiell zu verankern.

Ziel des Projekts ist ein Vergleich der historischen Situation mit dem aktuell vorhandenen Baubestand und die Dokumentation der eindeutig dem Betrieb des KZs zuzuordnenden Raumsituationen und Baudetails, um ebendiese Verbindung herzustellen. Voraussetzung und erstes Teilergebnis ist die archivalisch gestützte Rekonstruktion der exakten räumlichen Situation des jeweiligen KZs, die in der bisherigen historischen Forschung eine untergeordnete Rolle spielte.

Anhand zwei der insgesamt fünf Objekte und einer Auswahl der Zwischenergebnisse kann verdeutlicht werden, was der Bestandsbegriff in diesem Zusammenhang beinhaltet und wie unterschiedlich er im Ergebnis von Objekt zu Objekt ausfallen kann.



1 Farblithografie des Lagers Heuberg um 1914.



Der Heuberg – das erste württembergische KZ

Um die Wende zum 20. Jahrhundert für das XIV. Badische Armeekorps errichtet, ging der Truppenübungsplatz auf dem Heuberg bei Stetten am kalten Markt nach dem Ersten Weltkrieg in württembergische Verwaltung über. Das KZ Heuberg wurde ab März 1933 als erstes württembergisches KZ – allerdings auf badischem Boden – in den Unterkerkungsgebäuden des Truppenübungsplatzes betrieben und bereits im November 1933 wieder aufgelöst, da das Gelände für die Reichswehr benötigt wurde.

Die Gemeinde Stetten a. k. M. betrachtete das KZ in unmittelbarer Nähe als Wirtschaftsfaktor und Absatzmarkt für regionale Erzeugnisse. Zur „Pflege der Beziehungen zum Schutzhaftlager“ lud sie daher regelmäßig zu „einem gemütlichen Beisammensein“ von Gemeindegrößen und Lagerleitung ein. Der ortsansässige Bauunternehmer

2 Gebäude 23 im aktuellen Zustand.



Wilhelm Bertazzon konnte bereits im Frühjahr 1933 auf etwa 500 Häftlinge des KZs als Zwangsarbeiter im Straßenbau zurückgreifen.

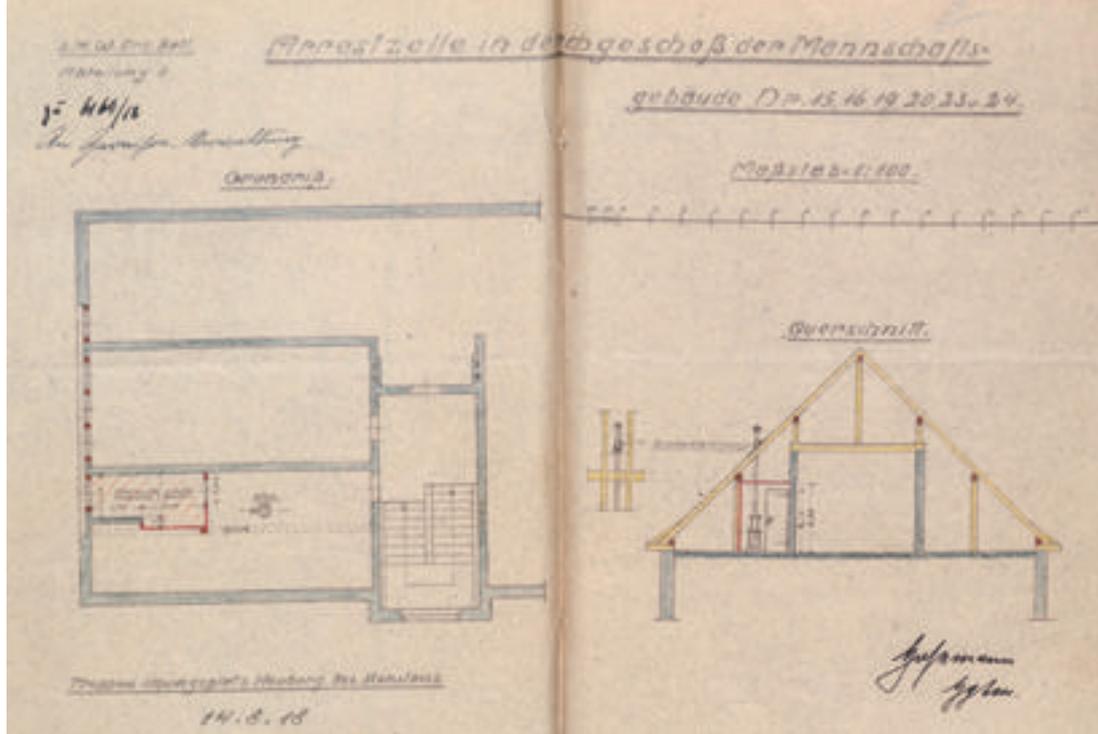
Die ab 1912 in nur zwei Jahren vom Stuttgarter Bauunternehmen Baresel errichteten Gebäude konnten durch das KZ ohne bauliche Veränderungen bezogen werden. Grundrisse und Ausstattung entsprachen 1933 dem Stand der Bauzeit, die Unterbringung der Häftlinge und der Wachmannschaften erfolgte getrennt voneinander in großflächigen Schlaf- und Aufenthaltsräumen (Abb. 1).

Eine seit der Bauzeit beibehaltene Nummerierung der Gebäude ermöglicht die gesicherte Zuordnung einzelner Bauten im aktuellen Bestand. Die Einrichtung des KZs erfolgte in zwei Phasen, was die im Laufe des Jahres 1933 stark ansteigenden Häftlingszahlen widerspiegelt.

Nach Auflösung des KZs Ende 1933 wurden die Unterkerkungsgebäude wieder durchgängig militärisch genutzt. Für den baulichen Bestand der dem KZ zuzuordnenden Gebäude bedeutet dies den nahezu vollständigen Verlust an historischen Grundrissen und Ausstattungsdetails in den Innenräumen, da bis in die jüngste Vergangenheit der jeweils geltende Standard der Truppenunterbringung umgesetzt worden ist. Funktionsbauten des KZs, wie die Strafbauten (Nr. 19 und 23, Abb. 2) und die Kommandantur (Nr. 71), lassen sich zweifelsfrei benennen, ihre räumliche Binnenorganisation für das Jahr 1933 ist aber nur für einen Teil der Gebäudetypen durch zeitgenössische Pläne überliefert.

Die „Hundezwinger“

In den Erinnerungen der Häftlinge findet die räumliche Situation vor allem dann Erwähnung, wenn sie mit negativen Erfahrungen verbunden war. Ein



3 Bauplan für Arrestzellen 1918.

wiederkehrendes Motiv sind die Dachgeschosse der Strafbauten als Orte von Verhör und Folter und insbesondere die sogenannten „Hundezwinger“, kleine Arrestzellen, in denen die Häftlinge den jahreszeitlichen Witterungsbedingungen ausgesetzt waren. Da die Dachgeschosse aus Brandschutzgründen von der Truppenunterbringung ausgenommen sind, konnte im Laufe der letzten Monate auf der Grundlage von Bauakten, Häftlingsberichten und Untersuchungen vor Ort Lage und Konstruktion dieser Zellen rekonstruiert werden.

Ein Teil der Verschlüsse in den Dachgeschossen wurde im Kern bereits 1918 als Arrestzellen eingerichtet (Abb. 3). Ein genereller Bauplan nennt auch die Gebäude 19 und 23, also die späteren Strafbauten des Konzentrationslagers, als Standorte (Abb. 4). Die Häftlingsbeschreibungen und vor Ort erhaltene und datierte Inschriften legen in der Summe nahe, dass 1933 zusätzlich die Bereiche zwischen den bestehenden Arrestzellen und der anschließenden Dachschräge durch eine Verbretterung zu Zellen ausgebaut wurden, die durch ihre geringe Größe und ihre Lage direkt unter der Dachhaut die verschärften Arrestbedingungen des Jahres 1933 widerspiegeln. Während die Akten von 1918 auf die Nutzbarkeit der Dachbereiche ausschließlich in den Sommermonaten verweisen, die Aufstellung eines Ofens konnte aus Gründen des Brandschutzes nicht gestattet werden, wurden Kälte und Sommerhitze in der KZ-Phase zu einem bewussten Mittel der Folter.

Anhand zahlreicher deutscher und vor allem französischer Inschriften lässt sich eine Nutzung der betreffenden Dachgeschosse als Arresträume bis in die 1950er Jahre hinein belegen. Die Position der Inschriften widerspricht der Struktur der Zellen von 1918 bzw. 1933, die zu diesem Zeitpunkt wohl nicht mehr in Benutzung waren.

Spätestens im Zuge einer Erneuerung der Dachhaut in den 1980er Jahren wurde der größte Teil der ursprünglichen Arrestzellen und der angrenzenden Verschlüsse entfernt. An baulichen Spuren existieren im Gebäude 19 noch die Schwelle des hinteren Zellenteils im Bereich des Dachbalkens und die Nägel der Verbretterung der Zellenwand an Ständer und Pfette. Der hintere Zellenabschnitt ist in Form einer Fachwerkkonstruktion vollständig erhalten. Von den 1933 zusätzlich eingebauten Zellen zeugen im selben Gebäude die Nägel und Nagellöcher der Verbretterung an Teilen der Dachkonstruktion – und natürlich die Inschriften der KZ-Häftlinge als eindringlichstes Zeugnis des Jahres 1933 (Abb. 5).

Die Rudimente der Arrestzellen in Gebäude 19 sind durch ihre Verwendung im Zusammenhang mit dem KZ von besonderer historischer Bedeutung und stellen eine der wenigen Schnittmengen der archivalischen und materiellen Überlieferung dar. Typisch für das KZ Heuberg ist der Rückgriff



4 Arrestzelle in Gebäude 19 im aktuellen Zustand.

5 Inschrift eines KZ-Häftlings mit Angabe der Arrestdauer auf einer Strebe im Dachwerk von Gebäude 19.





6 Das Fort Oberer Kuhberg vor 1878/79 (Modell des Förderkreises Bundesfestung Ulm e.V.).

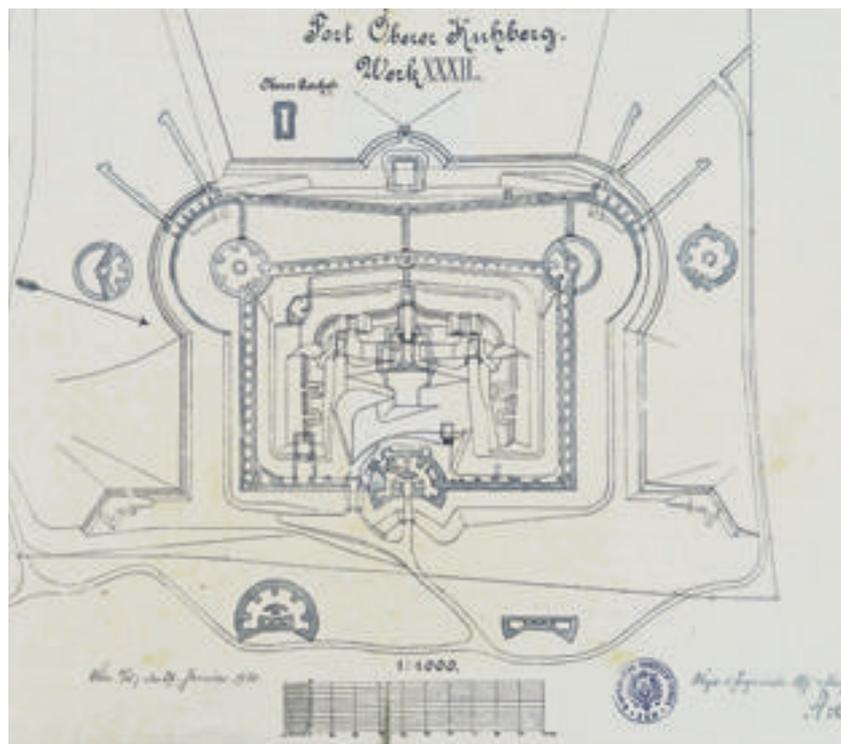
auf bestehende Einrichtungen, die pragmatisch und ohne aufwendige bauliche Maßnahmen den veränderten Anforderungen angepasst wurden. Das KZ war von Beginn an eine Einrichtung auf Zeit.

Das Fort Oberer Kuhberg

Als Teil der Bundesfestung Ulm ab der Mitte des 19. Jahrhunderts errichtet und fortwährend fortifikatorisch angepasst, diente das Fort in der Zwischenkriegszeit, während und nach dem Zweiten Weltkrieg unterschiedlichen militärischen und zivilen Zwecken (Abb. 6, 7). Zwischen 1933 und 1935 wurde in einem Teil der Räume ein KZ als Nachfolgelager des KZs Heuberg betrieben.

Das Fort bietet aufgrund seiner aktuellen Nutzung durch die KZ-Gedenkstätte DZOK und den För-

7 Grundriss des Forts Oberer Kuhberg 1920.



derkreis Bundesfestung Ulm e.V. hinsichtlich der Zugänglichkeit gute Voraussetzungen für eine detaillierte Untersuchung. Allerdings handelt es sich auch in diesem Fall um ein Objekt, das im Verlauf der letzten Jahrzehnte viel von seiner historischen Vielschichtigkeit verloren hat. Die Einrichtung der Gedenkstätte im Reduit, der ehemaligen KZ-Kommandantur, ab den späten 1970er Jahren und die zuvor einsetzende Renovierung weiterer Teile der Anlage als Festungsmuseum gingen mit einem hohen Maß an Substanzverlust einher. Diese Maßnahmen wurden zwar denkmalpflegerisch begleitet und die Bedeutung des Ortes als frühes KZ bereits 1979 als Denkmaleigenschaft formuliert, die materiellen Spuren dieser Zeitschicht aber praktisch nicht als denkmalwert geschweige denn denkmalkonstituierend betrachtet, was im Reduit zu dem Verlust aller historischen Wandoberflächen führte. Das Problem der fehlenden Beziehung zwischen historischem Ort und materiellem Zeugnis wird an diesem Beispiel besonders deutlich.

Dekorierete Hafträume?

Die Dechargenkasematten im Süden und Norden sowie die der Escarpe im Westen des Forts, die durch das KZ als Hafträume genutzt wurden, blieben vom Rückbau der 1970er und 1980er Jahre unberührt. Hier haben sich, wie auch im nördlichen Flankenturm – der KZ-Küche – Wanddekorationen in Form schablonierter vegetabiler und geometrischer Bänder und farbig gestalteter Wandzonen und Sockelbereiche aus zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Gestaltungsphasen erhalten. Da die Gestaltung der Sockelzone in den Escarpekasematten von einem im Zuge der Verlagerung der Rüstungsproduktion in das Fort eingegossenen Betonbelag überschritten wird, ist auch die spätere Phase noch vor 1942/43 zu datieren. Dieser terminus ante quem ist eine notwendige Bedingung für einen Zusammenhang zwischen dem KZ und der Wandgestaltung, da zwischen 1935 und 1942/43 keine einschlägige Gesamtnutzung der entsprechenden Bereiche überliefert ist. Dieser Zusammenhang lässt sich ausgehend vom Bestand und den verfügbaren Quellen auch hinreichend begründen.

Der Vergleich mit anderen Festungswerken der Bundes- und Reichsfestung Ulm hat zeigt, dass die Art der Wandgestaltung in Mannschaftsräumen ein Spezifikum des Forts Oberer Kuhberg ist und daher seiner spezifischen Nachnutzung geschuldet sein muss. Darüber hinaus kann eine flächendeckende Gestaltung nur einer Phase zugeordnet werden, in der das Fort über längere Zeit mit einer ausreichend großen Anzahl an zu beschäftigenden Personen belegt war. Hierfür kommt in erster Linie das KZ in Frage.



Für diese Zuordnung sprechen das Vorkommen der Wandgestaltung in allen überlieferten Haftbereichen als quantitatives Phänomen mit lokalen Variationen innerhalb jeder Phase und der formale Zusammenhang zur frühesten Elektrifizierung in den nördlichen Dechargekasematten 1934, einer Maßnahme aus der KZ-Zeit (Abb. 8).

Im für den Zeitraum zwischen 1913 und 1933 geführten Bautagebuch des Forts finden sich keine Hinweise auf eine Instandsetzung oder Ausgestaltung der Kasematten. Auch in den Häftlingsberichten wird eine Gestaltung der Hafräume nicht explizit erwähnt, ein ehemaliger Häftling nennt allerdings „das Streichen“ der Kasemattenwände zum Jahreswechsel 1933/34.

Aufschlussreich ist die Beschreibung des Häftlings Johann Schneider, nach der in den Kasemattengängen auf jeweils zwei „Schlafbunker“ ein „Aufenthaltsbunker“ folgte. Auf den Grundriss der drei Häftlingsbereiche übertragen, muss es sich bei diesen Aufenthaltsräumen um die jeweils mit einer Feuernische ausgestatteten Kasematten handeln. Diese Sonderräume weisen an allen vier Wänden Dekorationen beider Gestaltungsphasen auf, während die Schlafräume lediglich über eine entsprechend dekorierte durchgehende Stirnwand verfügen.

Die gestalterische Abstufung erklärt sich durch die unterschiedliche Ausstattung der jeweiligen Räume zum Zeitpunkt ihrer Ausgestaltung. Während die undekorierten Wände der Schlafräume von den Stockbetten der Häftlinge verstellt waren (Abb. 9), befanden sich in den Aufenthaltsräumen lediglich Bänke und Tische. Hinsichtlich ihrer Ausstattung gab es in der aktiven Festungszeit keine Unterschiede zwischen den Räumen mit bzw. ohne Feuernische.

In der Konsequenz spiegelt die abgestufte Wandgestaltung bis heute die räumliche Organisation und Ausstattung der Haftbereiche wider. Sie ist quantitativ und qualitativ ein herausragendes materielles Zeugnis des KZs im Fort Oberer Kuhberg.

Das „Schutzhaftlager Ulm“ als dauerhafte Einrichtung

Im Gegensatz zu den bezugsfertigen Gebäuden des Lagers Heuberg brachten bereits die Voraussetzungen des Forts im November 1933 die Notwendigkeit mit sich, gewisse bauliche Maßnahmen durchzuführen. Diese erschöpften sich allerdings nicht in der jeweils pragmatischsten Lösung. Eine Gestaltung der Hafräume durch die KZ-Häftlinge mag mit Blick auf die Lebenswirklichkeit des Lagers paradox erscheinen, sie steht aber im Zusammenhang mit einer ganzen Reihe von Bau- und Veränderungsmaßnahmen in dieser Nutzungsphase des Forts, die im aktuellen Bestand noch rudimentär vorhanden sind:

1934 wurde ein Weg zwischen dem Fort und dem nahegelegenen Infanteriestützpunkt Gleißelstetten, der Eingangsstufe des KZs, von Häftlingen befestigt und elektrisch beleuchtet. Zeitgleich erfolgte die früheste Elektrifizierung der Kasematten.

Das um 1905 angebrachte Staketentor am Zugang zum Reduit wurde mit Einrichtung der Kommandantur ausgehängt und erst nach Auflösung des KZs wieder angebracht (Abb. 10). Ohne das Tor verfügte der Eingang zur Kommandantur hinter dem zurückgeschlagenen Eisentor des 19. Jahrhunderts über ein hölzernes Türelement und hatte damit einen vollkommen anderen Charakter als heute. Von dem Türelement haben sich nur minimale Befestigungsspuren der Verankerung im Mauerwerk erhalten. Im Inneren der Kommandantur waren die verputzten Wände großflächig mit Inschriften, Symbolen und Hoheitszeichen dekoriert, die spätestens nach dem Krieg übertüncht und mit Einrichtung der Gedenkstätte entfernt wurden.

Auch das sogenannte „Schmalzbrünnele“, ein Frischwasserbrunnen mit Abwaschplatz vor dem Küchenzugang, wurde im Frühjahr 1934 von Häftlingen angelegt, dekorativ gestaltet und unter an-

8 Westwand einer Kasematte der nördlichen Flanke mit Wandgestaltung.

9 Rekonstruierte Stockbetten des KZs in einer Kasematte der südlichen Flanke.

Glossar

Dechargekasematte
Entlastungsbogen hinter einer Escarpenmauer gegen den Brescheschuss.

DZOK
Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg

Escarpe
Innere Grabenwand

Reduit
Rückwertiges, zur Rundumverteidigung eingerichtetes Gebäude eines Kernwerks oder Forts.



10 Das Reduit im aktuellen Zustand.

11 Das „Schmalzbrünnele“ (rechts unten) im Jahr 1934.

derem mit der Inschrift „ALAF SAL FENA“, einer mystizistischen Anrufung des Sonnengottes versehen (Abb. 11). In den 1970er Jahren abgebrochen, zeugen vom „Schmalzbrünnele“ neben Fotos nur noch die erhaltenen Ansätze der Umrangungsmauer und ein älterer, in die Konstruktion integrierter Ablauf.

Die Umgestaltungsmaßnahmen des Jahres 1934 sollten auch der Beschäftigung der Häftlinge dienen. Insbesondere die aufwendigen baulichen Veränderungen wie die Elektrifizierung vor dem Hintergrund der Schließung des Lagers nur ein Jahr später als Widerspruch wahrzunehmen wäre ein Anachronismus – denn das rasche Ende war für die Verantwortlichen auf dem Oberen Kuhberg 1934 noch nicht abzusehen.

Gründe für die Auflösung waren neben den hohen Kosten der „Schutzhaft“ vor allem die rückläufigen Häftlingszahlen vor dem Kontext der machtpolitischen Konsolidierung des NS und die reichsweite Zentralisierung der Organisation der Konzentrationslager.

Für den Kommandanten Karl Buck und die Angehörigen der Wachmannschaft bedeutet die Arbeit im KZ wirtschaftliche Sicherheit in Zeiten hoher Ar-

beitslosigkeit und ein gewisses Ansehen als Teil der herrschenden politischen Bewegung. Es hatte nichts Anrüchiges an sich, in einer Einrichtung des Württembergischen Innenministeriums seinen Dienst zu versehen – auch von diesem Selbstverständnis zeugen die letzten Spuren des KZs auf dem Oberen Kuhberg als materielle historische Quelle, die ein Stück weit im Gegensatz zur heutigen martialischen Ästhetik des Ortes stehen.

Ausblick und Abschluss

Das Objektpaar Heuberg und Oberer Kuhberg verdeutlicht anhand der Beispiele die Möglichkeit, bauhistorische Spuren in einen größeren historischen Kontext einzuordnen, den Zusammenhang zwischen der Bedeutung des Ortes und dem materiellen Zeugnis herzustellen und die Denkmalbedeutung des Objektes dadurch zu bereichern. Als landesweites Forschungsprojekt soll diese Möglichkeit in den kommenden Monaten auch für die übrigen Objekte überprüft und die Resultate in einem für den Januar 2022 geplanten überregionalen Kolloquium denkmalfachlich und mit Einrichtungen der historischen Vermittlungsarbeit diskutiert werden.

Dabei steht ausgehend von den detaillierten Ergebnissen vor allem die Frage nach ihrem Potenzial für die historische Forschung und die politische Bildung im Vordergrund. Welche neuen Zugänge hält das Objekt für die Gedenkstättenarbeit bereit und wie hat sich diese im Lauf der Jahrzehnte auf das Objekt im Spannungsfeld zwischen Ästhetisierung, Lesbarkeit und vermeintlicher Authentizität ausgewirkt?

Literatur

Markus Theile: Das Fort Oberer Kuhberg, Ulm 2014.
 Silvester Lechner: „...äußerst notwendige Verwah-
 rungsstätte für unbelehrbare Staatsfeinde des erstar-
 kenden Deutschlands...“ – Die Württembergischen
 frühen Konzentrationslager Heuberg und Oberer
 Kuhberg (1933–1935), in: Opfer des Unrechts: Stig-
 matisierung, Verfolgung und Vernichtung von Geg-
 nern durch die NS-Gewaltherrschaft an Fallbeispielen
 aus Oberschwaben, hg. v. Edwin Ernst Weber, Ostfil-
 dern 2009, S. 25–36.

Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Ter-
 rors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzen-
 trationslager, Bd. 2, München 2005.

Markus Kienle: Das Konzentrationslager Heuberg bei
 Stetten am kalten Markt, Ulm 1998.

Marc Ryszkowski

Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

Relikte nationalsozialistischer Konzentrationslager in Baden-Württemberg

Ein Erfassungsprojekt der Archäologischen Denkmalpflege

Obwohl die Niederlage Deutschlands in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs unabwendbar bevorstand, befahl das NS-Regime noch umfangreiche Sofortmaßnahmen zur Sicherung „kriegswichtiger“ Industriezweige. Die „Untertageverlagerung“ von Rüstungsbetrieben und der Versuch, eine autarke Schieferölproduktion zu realisieren, gingen im heutigen Baden-Württemberg mit brachialen Landschaftsveränderungen einher. Die Hauptleidtragenden dieser Vorgänge waren die Internierten des KZ-Komplexes Natzweiler, die an circa 35 KZ-Standorten im Land in katastrophalen Verhältnissen untergebracht und unter dem Terror der Wachmannschaften zur Zwangsarbeit herangezogen wurden. Das Landesamt für Denkmalpflege begibt sich an den Schauplätzen des Geschehens auf Spurensuche und prüft die vorhandenen Relikte auf Denkmaleigenschaft.

Christian Bollacher/Attila Dézsi

Konzentrationslager in Baden-Württemberg: der historische Rahmen

Im Sommer des Jahres 1944 hatten die alliierten Streitkräfte eine drückende Luftüberlegenheit über dem deutschen Reichsgebiet erlangt. Zur Schwächung der deutschen Kriegswirtschaft erfolgten systematische Angriffe auf relevante Einrichtungen der Treibstoffindustrie sowie zentrale Knotenpunkte der Verkehrsinfrastruktur. Sie verfehlten ihre Wirkung nicht: Zum einen führte das Bombardement der ungeschützten Raffinerien und Hydrierwerke zusammen mit dem zeitgleichen Verlust der rumänischen Ölfelder in Ploiești zum Einbruch der militärischen Treibstoffversorgung, zum anderen wurde die vom NS-Rüstungsministerium verfolgte Strategie der dezentralen Rüstungsproduktion durch die Kappung der Zulieferlinien empfindlich getroffen.

In der wachsenden Bedrängnis reagierte das NS-Regime nach außen mit einer immer lauter werdenden Durchhalte- und Wunderwaffen-Propaganda, nach innen mit der hektischen Einberufung immer neuer Krisenstäbe unter der Leitung von Generalbevollmächtigten, deren Anweisungen – ganz dem „Führerprinzip“ folgend – über alle administrativen Strukturen hinweg unbedingt Priorität einzuräumen war. Zu den im März und Juni 1944 beschlossenen Sofortmaßnahmen gehörte die Untertage-Verlagerung „kriegswichtiger“ Rüs-

tungsbetriebe in bombensichere Stollen und Bergwerke, sowie die Erschließung neuer Ölquellen zur Gewinnung des dringend benötigten Treibstoffes. Natürlich schufen solche Planungen, zumal sie in utopisch kurzer Zeit von wenigen Monaten umgesetzt werden sollten, einen gewaltigen und akuten Bedarf an Arbeitskräften, den man auch unter Rückgriff auf die in den Konzentrationslagern internierten Häftlinge zu decken gedachte. Somit kam eine Entwicklung zum Durchbruch, die schon vorher ihren Anfang genommen hatte: Die „Ökonomisierung“ des KZ-Systems. Unter administrativer Ägide der „Amtsgruppe D“ im SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt wurden KZ-Häftlinge zum Preis von durchschnittlich sechs Reichsmark pro Tag an Rüstungsfirmen „vermietet“. Da sie ihre Arbeit dort als Sklaven ohne Lohnanspruch zu verrichten hatten, ergab sich für beide Vertragsparteien ein lukratives Geschäft. Die „Rentabilitätsberechnungen“, die die SS für KZ-Häftlinge anstellte und die nach den Einnahmen aus einem auf neun Monate veranschlagten Zwangsarbeitseinsatz auch den „Erlös aus der rationalen Verwertung der Leiche“ verbuchten, entlarven den perfiden Handel als Teil jenes Verbrechenskomplexes, der sich unter dem Schlagwort „Vernichtung durch Arbeit“ vollzog.

Das Erfordernis, die KZ-Häftlinge an den verschiedenen Örtlichkeiten ihres erzwungenen Arbeitseinsatzes dauerhaft unterzubringen, ließ das KZ-



System in Deutschland im Sommer 1944 förmlich explodieren: Im räumlichen und administrativen Umfeld der großen Stammlager wie Dachau und Natzweiler-Struthof (um beispielhaft jene zu nennen, die für das heutige Baden-Württemberg von Bedeutung waren) entstanden zahlreiche Außenlager, die den KZ-Terror des NS-Regims zu einem allgegenwärtigen und unübersehbaren Phänomen machten.

Dunkles Erbe: Relikte des KZ-Terrors im Fokus der Denkmalpflege

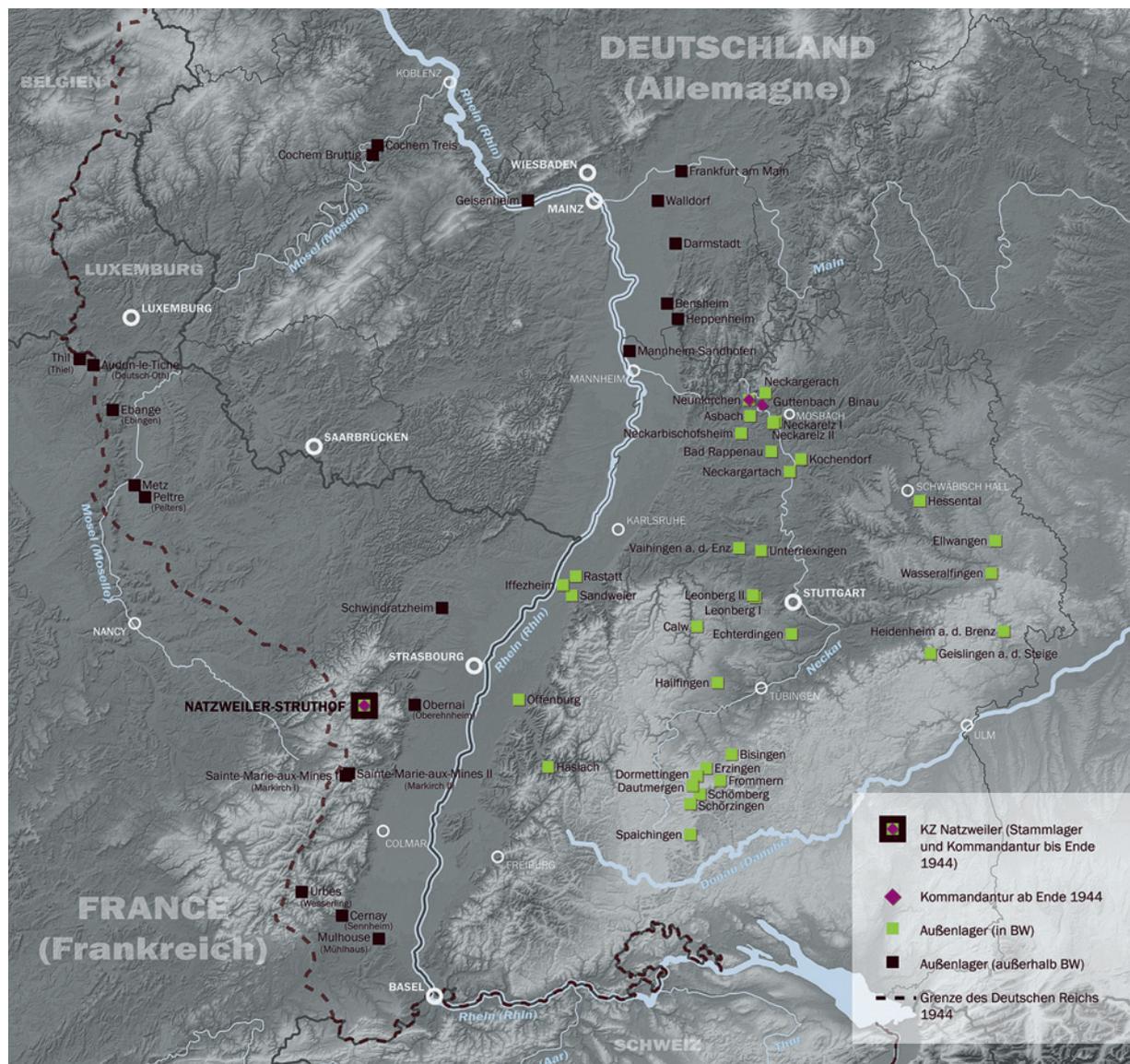
Im Rahmen eines vierjährigen Projekts begibt sich das Landesamt für Denkmalpflege seit 2018 auf die Suche nach den Spuren dieser Verbrechen: Im Zentrum der Untersuchung stehen die baden-württembergischen Standorte des KZ-Komplexes Natzweiler (Abb. 1) sowie die Stätten, an denen die Häftlinge zur Sklavenarbeit gezwungen wurden. Vom Hauptlager Natzweiler-Struthof aus, das im Mai 1941 von der SS eingerichtet worden war, wurden zwischen Sommer 1943 und März 1945 etwa 50 Außenlager gegründet. Mindestens 35 davon lagen im heutigen Baden-Württemberg, die anderen in Frankreich, Hessen und Rheinland-Pfalz. Die körperliche Ausbeutung der KZ-Insassen erfolgte im Rahmen unterschiedlicher Aufgaben-

bereiche, zu denen Instandsetzungsarbeiten an zerbombter Infrastruktur ebenso gehörten wie das lebensgefährliche Ausgraben von Blindgängern. Das größte Einsatzgebiet war aber die Kriegsindustrie mit den beiden Schwerpunkten Rüstungsproduktion und Treibstoffgewinnung. Zwei nachfolgend genannte Landschaften stehen hierfür beispielhaft.

Fabriken unter Tage: U-Verlagerungen am Mittleren und Unteren Neckar

Rund um das badische Obrigheim wurde bereits seit 1847 Gips im Untertagebau gewonnen. In den dort aufgefahrenen Stollen standen haushohe, bombensichere Hallen zur Verfügung, die den Strategen des im März 1944 einberufenen „Jägerstabes“ für die Aufnahme einer riesigen Rüstungsfabrik wie geschaffen schienen (Abb. 2). Unter den Tarnnamen „Brasse“ und „Goldfisch“ sollte das durch alliiertes Bombardement beschädigte Daimler-Benz-Flugzeugmotorenwerk Genshagen (Brandenburg) in die Obrigheimer Bergwerke verlegt werden. Andere Rüstungsbetriebe, darunter die Heinkel AG, die Motorenwerke Mannheim AG und die Vereinigten Kugellagerfabriken VKF, kamen in den unweit gelegenen Gips- und Salzbergwerken von Neckarzimmern und Bad Fried-

1 Karte des KZ-Komplexes Natzweiler mit dem Hauptlager im französischen Elsass und seinen circa 50 Außenlagern. Dem KZ-Komplex Natzweiler wurde im Jahr 2018 das Europäische Kulturerbesiegel verliehen.



richshall unter. In den Tunneln der alten Bahnstrecke zwischen Obrigheim und Aglasterhausen sollten Fertigungsanlagen für Zulieferfirmen installiert werden. Allein in der Region zwischen Heilbronn und Obrigheim entstanden ab März 1944 neben zahlreichen Unterkünften für Werksangehörige, Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeitslagern acht Außenlager von Natzweiler. Die etwa 8000 KZ-Häftlinge, die diese Lager bis Kriegsende durchliefen, hatten unter unmenschlichen Bedingungen schwerste körperliche Schichtarbeit zu leisten. Dazu gehörte die infrastrukturelle Erschließung der künftigen Untertage-Fabriken, in deren Zuge das in den Bergbauen verbliebene Taubgestein mit primitivem Werkzeug gebrochen und als Rollierung später eingebrachter Betonböden planiert werden musste.

Erst im Oktober 1944, und somit viel später als ursprünglich vorgesehen, konnte die Motoren-Herstellung auf den Fertigungsstraßen des translozierten Rüstungsbetriebes anlaufen. Bis Februar 1945, als die Produktion nach alliierten Bombenangriffen auf die Zulieferlinien endete, wurde die veranschlagte Soll-Leistung nie erreicht.

Schieferöl vom Fuß der Zollernalb: Ein absehbares Scheitern

Einen zweiten Schwerpunkt bildete der Natzweiler-Komplex zwischen Tübingen und Rottweil im Vorland der Zollernalb. Im Rahmen des „Mineralölsicherungsplans“, eines im Juni 1944 lancierten Geheimprojekts zur Abwendung des akut drohenden Kollapses der deutschen Treibstoffversorgung, wurde unter dem Decknamen „Unternehmen Wüste“ mit dem Bau von zehn großen Schieferölwerken begonnen. Unter Anwendung einer eher behelfsmäßig anmutenden Technologie, dem sogenannten Meilerschmelzverfahren, sollte aus den bitumenführenden Sedimenten des Schwarzen Jura Mineralöl gewonnen werden (Abb 3).

Die Idee, diese Ölressource industriell zu nutzen, war nicht neu. Alle Versuche, die man seit der beginnenden Industrialisierung in der Mitte des 19. Jahrhunderts unternommen hatte, waren jedoch fehlgeschlagen: Der Ölgehalt des „Posidonien-schiefers“ war für eine rentable Nutzung schlicht zu gering. Der letzte Großversuch, der in Holzheim bei Göppingen vom württembergischen Staat unternommen worden war, lag im Jahr 1944 erst 13 Jahre zurück und hatte – zum Unmut der Öffentlichkeit – in einem finanziellen Desaster geendet.

Das „Unternehmen Wüste“ war von Beginn an zum Scheitern verurteilt. Dass es dennoch in Angriff genommen wurde, offenbart den Realitätsverlust des bereits im Untergang begriffenen NS-Regimes. In den sieben Konzentrationslagern, die



für das „Unternehmen Wüste“ eingerichtet wurden, litten mehr als 12 500 Menschen aus ganz Europa unter körperlicher Ausbeutung, Folter und Mangelversorgung, mehr als ein Viertel von ihnen starb.

Die Zeugenschaft des Materiellen: Bruchstücke eines Kulturbruchs

Was im Vernichtungssystem der nationalsozialistischen Konzentrationslager über die Abgründe des Menschlichen und die Brüchigkeit moderner Zivilisationen offenbar geworden ist, muss uns bis heute in Unruhe versetzen. Es scheint so, als ginge das Geschehene die Menschheit im Ganzen an und wäre dadurch gleichsam hinausgehoben in eine Sphäre universeller Bedeutsamkeit. Da die Frauen und Männer, die noch aus eigenem Erleben vom KZ-Terror berichten können, in absehbarer Zeit verstummt sein werden, gewinnen andere Zeugnisse an Bedeutung: Dazu gehören auch die materiellen Relikte, die an den Stätten der Verbren-

2 Obrigheim, Neckar-Odenwald-Kreis: Relikte der Untertage-Verlagerung „Goldfisch“ in den aufgelassenen Stollen der Gipsgrube.

3 Schömberg, Zollernalbkreis: Schieferölwerk „Wüste 10“, Teil des Industrieruinenfeldes im Eckerwald bei Schömberg.



4 Bisingen, Zollernalbkreis: Freigelegte Reste der „Wasch- und Magazinbaracke“ des ehemaligen KZs Bisingen im Rahmen einer LAD-Forschungsgrabung.

chen überdauert haben. Gebäude, Industrieruinen, verkehrstrukturelle Einrichtungen, Bodenfunde und archäologische Strukturen berühren durch ihre haptische Evidenz und Authentizität. Ihre historische Rekontextualisierung, also die Darstellung und Diskussion der gesellschaftspolitischen Bedingungen, unter denen sie vor mittlerweile 77 Jahren entstanden sind, steht im Zentrum der Vermittlungs- und Erinnerungsarbeit, die durch örtliche Gedenkstätteninitiativen und politische Bildungseinrichtungen getragen wird.

Die Natzweiler-Außenlager des heutigen Baden-Württemberg wurden zum Teil in bestehenden Gebäuden wie Schulen, Kasernen oder Flugzeughangars eingerichtet, zum Teil wurden sie auf der grünen Wiese als schwer bewachte Barackenlager neu gebaut. Nicht alle diese Orte haben Spuren jener Zeit bewahrt. Viele Lager wurden nach dem Krieg abgerissen, umgenutzt oder wieder ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt. In mehreren Fällen sind ehemalige KZ-Standorte und die zugehörigen Arbeitsstätten heute teilweise oder kom-

plett überbaut oder das Gelände wurde wieder in Acker- oder Waldflächen verwandelt. Mancherorts sind aber noch umfangreiche Reste vorhanden (Abb. 7, 8).

Das Projekt des Landesamtes für Denkmalpflege strebt eine Bestandsaufnahme dieser Hinterlassenschaft an. Dabei kommen verschiedene Erfassungsmethoden wie die Analyse aktueller und historischer Luftbilder, geophysikalische Prospektion, Geländebegehungen, Sondierungsgrabungen (Abb. 10), Gebäudeaufnahmen und 3D-Scans zur Anwendung. Auf der Grundlage dieser Arbeit soll im Laufe des Projekts entschieden werden, welche Relikte aufgrund ihrer Zeugniskraft, ihres Quellenwertes und ihres Überlieferungszustandes denkmalwürdig sind. Wo sinnvoll und möglich, werden Unterschutzstellungen vorgenommen, um den bereits stark verringerten Bestand an noch erhaltenen Überresten des NS-Terrors in der Zukunft schützen zu können. Gleichzeitig generiert das Projekt einen umfassenden Datenkorpus, der es künftigen Forschungen erlauben wird, Lager der NS-Zeit nicht nur punktuell, sondern in einem größeren räumlichen Kontext unter Einbeziehung der Arbeitsstätten archäologisch zu erforschen.

Archäologische Ausgrabungen in den ehemaligen Konzentrationslagern Bisingen und Dautmergen

Im Rahmen seiner systematischen Bestandserhebung führte das Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 2019 eine Forschungsgrabung auf dem Gelände des ehemaligen KZ „Bisingen“ (Gemeinde Bisingen) durch. Im selben Jahr erforderte ein landwirtschaftliches Bauvorhaben am Ort des ehemaligen KZ „Dautmergen“ (Gemeinde Schömburg) eine bauvorgreifende Rettungsgrabung.

Das etwa 4 ha große Areal des KZs Bisingen ist heute zur Hälfte gewerblich überbaut (Abb. 9), die



5 Bisingen, Zollernalbkreis: Auswahl an Kleinfunden vom ehemaligen KZ-Areal.



übrigen Bereiche werden als Grünlandflächen genutzt. Durch geophysikalische Prospektionen konnten hier untertägig erhaltene Baustrukturen von Baracken und ein Abschnitt des Lagerweges nachgewiesen werden. Im Zuge einer Forschungsgrabung wurde der Erhaltungszustand der Befunde im Bereich der Küchenbaracke und der Waschbaracke sowie ein Abschnitt des Lagerweges untersucht (Abb. 4).

Die Fläche des ehemaligen KZ Dautmergen wird heute vorwiegend landwirtschaftlich genutzt. Die Errichtung eines Hühnerstalls machte jedoch eine Rettungsgrabung notwendig, in deren Zuge ebenfalls die Überreste der Waschbaracke freigelegt wurden (Abb. 6).

Insgesamt war der Erhaltungszustand der untertägigen Befunde erstaunlich gut – knapp unter der Grasnarbe haben sich Streifenfundamente von Baracken sowie weitere Befunde aus der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit erhalten. Eine vorläufige Analyse des Fundmaterials, das sich allein in Bisingen auf circa 6380 Einzelobjekte (davon rund die Hälfte aus dem NS-zeitlichen Kontext) beläuft, ermöglicht nicht nur Erkenntnisse zu den Lebensverhältnissen der Inhaftierten, sondern auch Einsichten zu den baulichen Gemeinsamkeiten beider Lager (Abb. 5).

Gemeinsamkeiten der beiden Lager Bisingen und Dautmergen

Bei den Waschbaracken beider Lager wurden Steinzeugrohre der Mannheimer Firma „Deutsche Steinzeug- und Chemiewerke“ freigelegt. Diese Parallele ist ein Hinweis auf ähnliche Versorgungswege bezüglich der Baumaterialien. In Bisingen waren die Rohre im Bereich einer trichterförmigen Bodenstörung stark beschädigt. Da in der Verfüllung dieser Störung geschmolzenes Fenster- und Drahtglas der Baracken zu finden war, könnte sie



im Zusammenhang mit einem Bombardement oder Beschuss des Lagers entstanden sein, wobei es zu starker Hitzeentwicklung kam. Der mutmaßliche Einschlag hatte wohl dazu geführt, dass die ohnehin ungenügenden Waschgelegenheiten für die Häftlinge eine zusätzliche Einschränkung erfuhren, denn der Schaden wurde offensichtlich nicht behoben.

Auf beiden Grabungen wurden linear verlaufende Holzstegkonstruktionen freigelegt, die eine weitere Parallele aufzeigen. Die Errichtung erhöhter Holzstege als Verbindungswege zwischen den Baracken erfolgte, nachdem bei einer Inspektion im Dezember 1944 neben vielen anderen Missständen auch die starke Verschlammung des Lagerareals beanstandet worden war. Ehemalige Häftlinge berichteten ebenfalls von fehlenden Drainagen, stundenlangen Appellen in tiefem Morast und dem stets drohenden Verlust des überlebenswichtigen Schuhwerks. Die Baumaßnahme galt allerdings nicht dem Wohl der Häftlinge. Vielmehr

6 Dautmergen, Zollernalbkreis: freigelegte Reste der Waschbaracke des ehemaligen KZs Dautmergen.

7 Obrigheim, Neckar-Odenwald-Kreis: Relikte der Untertage-Verlagerung „Goldfisch“ – Umschlaghalle.



8 Aglasterhausen, Neckar-Odenwald-Kreis: Barackenfundament mit Mauerwerk des ehemaligen Baulagers Asbach.

9 Bisingen, Zollernalbkreis, Luftbild vom KZ Bisingen und „Wüste“ Werk 2 Bisingen, USAF vom 08. April 1945.

hatte, durch den alarmierenden Inspektionsbericht aufgeschreckt und um den Erfolg des Schieferölprojekts besorgt, Oswald Pohl, der Leiter des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes und Generalinspekteur des Konzentrationslagerwesens, seinen Besuch in Bisingen und Dautmergen angekündigt. Die kosmetischen Maßnahmen an der Lagerinfrastruktur dienten in erster Linie seiner Beschwichtigung sowie der Bequemlichkeit der Wachmannschaften – denn die Häftlinge durften die Stege zunächst unter Androhung drakonischer Strafen nicht betreten, ein Verbot, das erst später gelockert wurde. Die zeitgenössische Zeichnung eines Häftlings aus Dautmergen zeigt zudem, dass der Appellplatz von Gefangenen sogar umgegraben werden musste, damit sich dieser nicht festtrat und verschlammte blieb. Vor diesem Hintergrund entpuppen sich die dokumentierten Lagerwege als Instrumente der demütigenden Schikane, der die Häftlinge im Lageralltag ausgesetzt waren.

Überlebensstrategien, Zwangsarbeit und Überwachung

Den größten Anteil der Funde in Bisingen machten Bauelemente der Baracken aus: Baukeramik, Fensterglasscherben, Beton- und Estrichfragmente, aber auch zahlreiche Befestigungsmaterialien wie Nägel und Beschläge. Unter den Metallobjekten fanden sich auch spezifische Verbindungselemente, so etwa Muffen, Bolzen, Rohrschellenfragmente, ein Flaschenzug und Werkzeuge, die auf die Zwangsarbeit in den naheliegenden Ölschieferwerken hinweisen und von den Gefangenen bei den täglichen Märschen durch die naheliegenden Dörfer zur Arbeitsstätte ins Lager gebracht worden sein könnten.

Stacheldrahtfragmente Überwurfgewinde von großen Lampenfassungen, die etwa im Außenbereich eingesetzt werden konnten, und Patronenhülsen führen als Zeugnisse repressiver Gewalt das Überwachungsregime im Lager vor Augen.

Unterhalb der erwähnten Holzstege, wahrscheinlich durch deren Roste gefallen, wurden zahlreiche Schuhbeschläge geborgen – sie zählen zu den wenigen Objekten, die in die persönliche Sphäre der Gefangenen gestellt werden können. Außerdem fanden sich vereinzelte Knöpfe, Schnallen, ein Schuh und ein Rasierhobelfragment. Eine grobe Einritzung auf einem Löffelstiel kann als Besitzermarke und somit als Teil der Selbstbehauptungsstrategien im materiell extrem reduzierten Milieu der KZs gedeutet werden. In diesem Kontext sind auch handgemachte Kleinfunde zu sehen, wie etwa ein herausgeschnittenes Metallblech, ein Metallhaken und miteinander verzwirrte oder durch Schlaufen verknüpfte Metalldrähte. Generell dürfte es sich um Versuche handeln, aus Materialien, die man sich auf den Baustellen zu verschaffen wusste, notdürftiges Werkzeug oder Kleidung zu fertigen. Mit der gemessen an den Häftlingszahlen extrem geringen Zahl von Objekten, die Themen und Aktivitäten außerhalb der Zwangsarbeit anzeigen – wie etwa Körperpflege, Kleidung, Nahrungsaufnahme, Unterhaltung oder Freizeit –, verweist das Fundmaterial aus den Lagern auf die prekäre Mangelsituation der Internierten. Mit der Vorenthaltung unentbehrlicher Alltagsutensilien und dem systematischen Entzug alles Dinglichen wurde den Häftlingen nach Freiheit, Namen und Nahrung auch noch die Minimalausstattung einer kultivierten Lebensführung und somit der Restbestand ihrer Würde genommen.

Nachnutzungen der Lager Bisingen und Dautmergen

Da zumindest für Bisingen keine Aufzeichnungen zur Nachnutzung der Anlage bestehen, ist auch



10 Bad Friedrichshall, Landkreis Heilbronn, Radargramm des ehemaligen KZ Kochendorf zeigt erhaltene Lagergebäude und den umfassenden Lagerzaun.

der nachkriegszeitliche Umgang mit den Baulichkeiten des Lagers ein Thema der archäologischen Untersuchung.

Im freigelegten Bereich der Küchenbaracke konnten neben einem erodierten Betonestrich die Spuren systematischer Abbrucharbeiten festgestellt werden, die bis in den Fundamentbereich vorgedrungen waren. Ein Schnitt im Bereich der Waschbaracke offenbarte dagegen, dass ihre Streifenfundamente nicht vollständig entfernt worden waren. Obertägige bauliche Reste der Baracken haben sich nicht erhalten. Die als Bausätze konzipierten Gebäude konnten problemlos transloziert werden und fanden im kriegszerstörten Land sicher rasch neue Verwendung.

Das Lager Dautmergen wurde zunächst vom französischen Militär als Kriegsgefangenenlager weitergenutzt. Möglicherweise stehen Instandsetzungs- bzw. Umgestaltungsarbeiten, die man im Nassbereich der dortigen Waschbaracke durchführte, im Zusammenhang mit diesem Nutzungswechsel. Zu Beginn der 1950er Jahre ist das Lager abgebaut und seine Fläche rekultiviert worden.

Denkmale der Unkultur

Im Rahmen des Natzweiler-Projekts werden Erfahrungen gesammelt und Konzepte erarbeitet, wie mit den unbequemen Überresten des NS-Terrors in Zukunft denkmalfachlich verfahren werden kann. Auf dieser Grundlage kann die Denkmalliste im betreffenden Themenbereich stringent fortgeschrieben werden. Der behutsame Umgang mit den letzten Relikten dieser Terror-Orte gewinnt in einer Zeit an Gewicht, in der das Verstummen der letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen absehbar ist. Die Darstellung des Themas „NS-Terror“ in der Denkmalliste mag einen Beitrag gegen das Vergessen leisten – denn was, wenn nicht die Erinnerung, könnte uns vor einer Wiederholung der Katastrophe schützen?

Literatur

Barbara Hausmair: „Vernichtungslandschaft Wüste“. Zur Materialität des NS-Terrors außerhalb des Lagerzauns, in: Fritz Jürgens/Ulrich Müller (Hrsg.), *Archäologie der Moderne. Standpunkte und Perspektiven*, Bonn 2020, S. 333–369.

Marco Brenneisen: *Schlussstriche und lokale Erinnerungskulturen. Die „zweite Geschichte“ der südwestdeutschen Außenlager des KZ Natzweiler seit 1945*. Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 52, Stuttgart 2020.

Christian Bollacher/Barbara Hausmair: Die badenwürttembergischen Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof – Denkmalfachliche Überlegungen zu einem schwierigen kulturellen Erbe, in: *Die Denkmalpflege* 76/2 (2018), S. 152–158.

Praktischer Hinweis

Über den Fortgang des Projekts informiert das Landesamt für Denkmalpflege auf seiner Homepage: <https://www.denkmalpflegebw.de/denkmale/projekte/archaeologisedenkmalpflege/archaeologiedermoderne/kzkomplexnatzweiler/>

Weitere Informationen und Links finden sich auf der Homepage des Verbundes der Gedenkstätten im ehemaligen KZ-Komplex Natzweiler e.V.: <http://vgkn.eu/de/geschichte/>

Zu dem Projekt der frühen Konzentrationslager in Baden-Württemberg: <https://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte/bau-und-kunst-denkmalpflege/bauforschung/fruehe-konzentrationslager/>

Christian Bollacher

Attila Dézsi

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Esslingen



Umweltgeschichte aus vier Archiven

Das interdisziplinäre DFG-Projekt Bad Waldsee

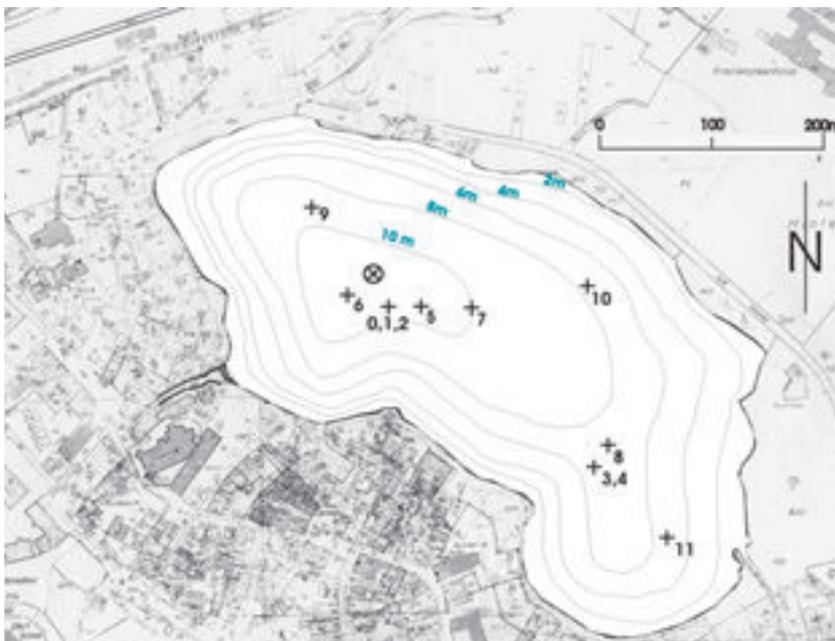
Die Stadt Bad Waldsee mit ihrer bewegten mittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte liegt in Oberschwaben, eingebettet zwischen zwei Seen eiszeitlichen Ursprungs, dem Stadtsee und dem Schlossee. Die Ablagerungen dieser Seen sind bis weit in die Neuzeit jahreszeitlich geschichtet, was vielleicht weltweit einmalig ist. Das ermöglicht, das hier abgebildete Geschehen direkt mit den schriftlichen Zeugnissen aus den Archiven zu verknüpfen. Mit dem Holz der historischen Gebäude und den Bodenfunden können zwei weitere Quellengattungen ausgewertet werden. Insgesamt können das wirtschaftliche Geschehen, die Umwelt- und die Klimageschichte seit dem Hochmittelalter zeitlich hochaufgelöst und präzise verfolgt werden. Das ist eine einzigartige Situation, der die Deutsche Forschungsgemeinschaft jetzt durch die Bewilligung eines interdisziplinären Forschungsprojekts Rechnung getragen hat. Beteiligt sind mehrere Wissenschaftler der Landesdenkmalpflege im Verbund mit vier Universitäten, einer Forschungseinrichtung des Bundes sowie dem Stadtarchiv von Bad Waldsee und dem Landesarchiv Baden-Württemberg.

Matthias Hinderer/Sigrid Hirbodian/Elena Marinova/Oliver Nelle/
Peter Rückert/Antje Schwalb/Manfred Rösch

Die Vorgeschichte

Der Geologe Dr. Josef Merkt vom Niedersächsischen Landesamt für Bodenforschung entnahm in den vergangenen Jahrzehnten auf der Suche nach jahreszeitlich geschichteten Seeablagerungen Bohrprofile aus zahlreichen Seen des süd-

1 Karte des Stadtsees mit der Lage der Bohrpunkte.



westdeutschen Alpenvorlandes, darunter auch aus den beiden Seen in Bad Waldsee (Abb. 2). Zur Rekonstruktion der vergangenen Umweltbedingungen ist er besonders an den Prozessen interessiert, die das jahreszeitliche Geschehen archivieren. Im Stadtsee legte er einen Transsekt von elf Bohrungen entlang der Längsachse des 600 m langen, 300 m breiten und maximal 12 m tiefen Sees und konnte so die Schichtverläufe über das ganze Becken verfolgen (Abb. 1). Seine Bohrkern überließ er dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, wo sie im Kühlraum weiterer Auswertungen harrten.

Das Schwerpunktprogramm „Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse in Mitteleuropa“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft befasste sich von 2004 bis 2010 mit der eisenzeitlichen Landnutzung im Umkreis der Heuneburg. Dabei wurde der Stadtsee aufgrund dieser Jahresschichtung als Archiv ausgewählt, trotz seiner Entfernung von 32 km von der Heuneburg, dem zentralen hallstattzeitlichen Platz. Leider erwies sich die Jahresschichtung ausgerechnet während der Eisenzeit als undeutlich, sodass keine jahrgenaue Auswertung möglich war, doch entstand durch die Analysen von Elske Fischer ein hochaufgelöstes Pollendiagramm mit zwei sehr deutlichen



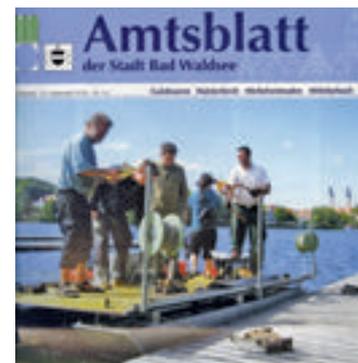
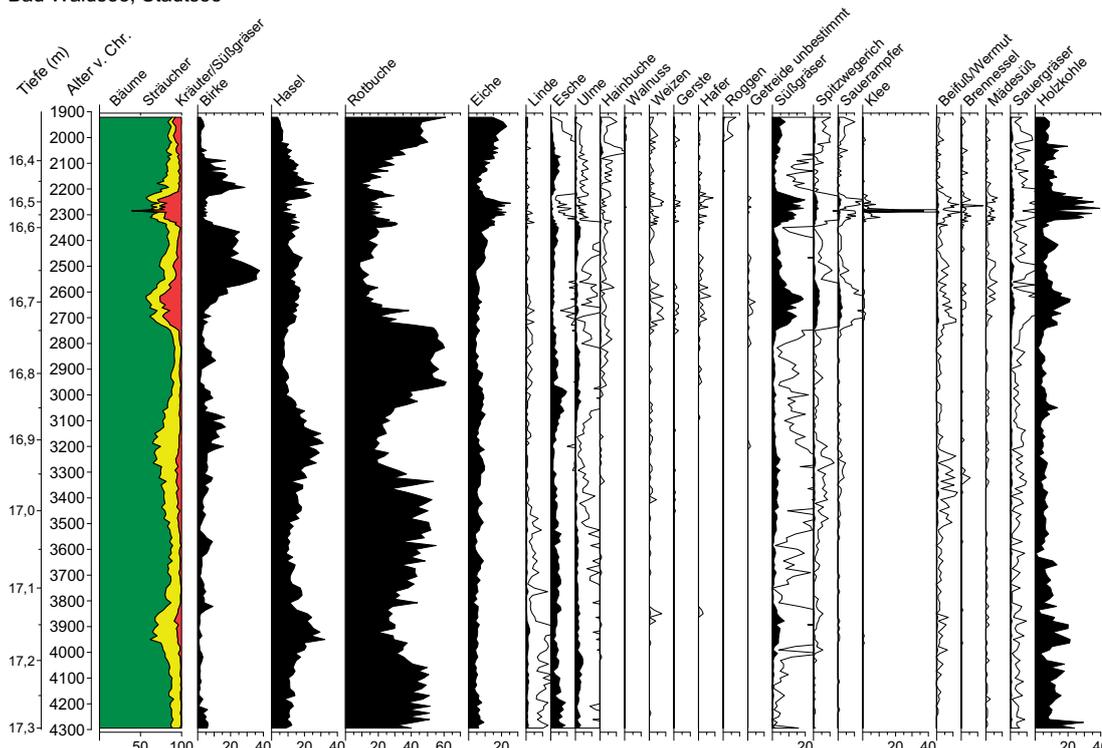
2 Stadtsee im Sommer 2021. In der rechten Bildhälfte ist auf dem See die Bohrplattform zu erkennen.

und gut abgegrenzten Nutzungsphasen im achten und siebten sowie im vierten Jahrhundert v. Chr. (Abb. 4). Für diese Studie war 2006 vom Landesamt im tiefsten, zentralen Teil des Sees mit einem Stechrohr-Kolbenbohrer ein frischer Kern entnommen worden. Als sich abzeichnete, dass man das Sedimentarchiv von Bad Waldsee über das Schwerpunktprogramm hinaus weiter wissenschaftlich auswerten wollte, wurden 2010 weitere Bohrungen durchgeführt, nun auch im Schlosssee (Abb. 3). Es sollte dabei um die Auswertung der jüngeren, sehr mächtigen und gut jahresgeschichteten Ablagerungen gehen. Nach mehreren Anläufen bewilligte die Deutsche Forschungsgemeinschaft Ende 2020 ein zunächst auf drei Jahre angelegtes Forschungsprojekt.

Das Objekt

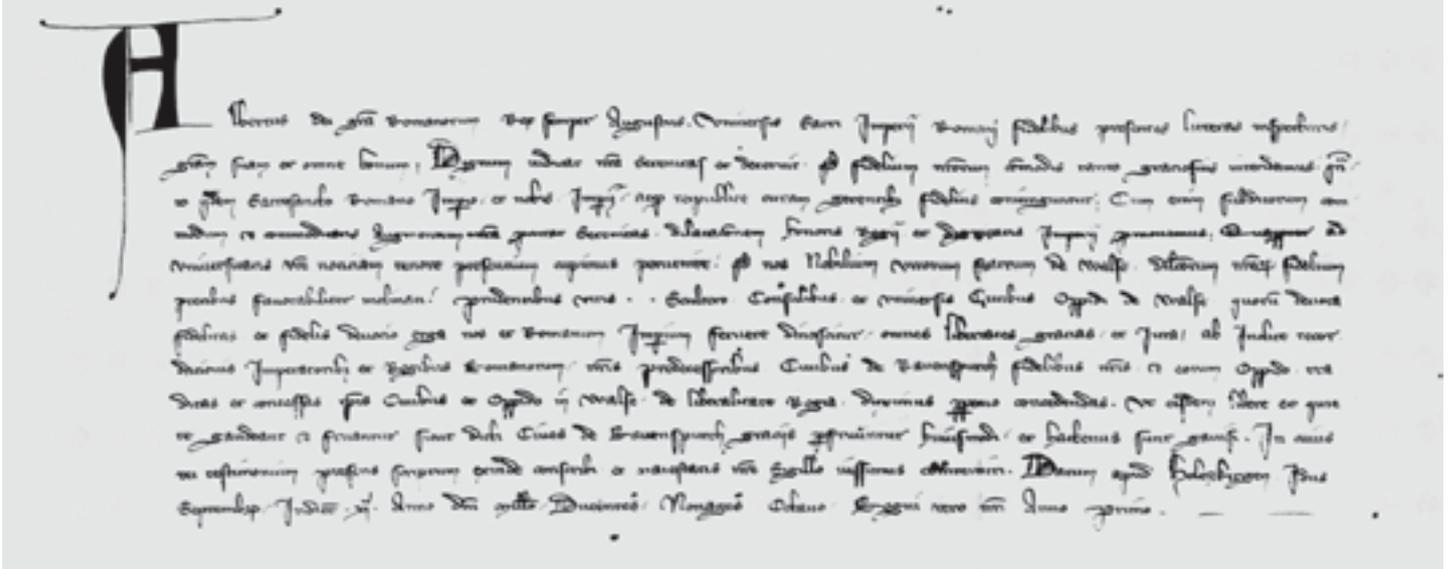
Der Stadtsee ist dimiktisch, mischt also seinen Wasserkörper im Frühjahr und Herbst durch, bildet aber nach der Frühjahrszirkulation eine stabile Schichtung aus. Die untere Wasserschicht, das Hypolimnion, ist einen Meter über dem Grund von Juli bis November komplett sauerstofffrei. Dieser Wasserkörper hat kalkreiches, gut gepuffertes Wasser und wird von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg aktuell als eutroph eingestuft, das heißt als relativ nährstoffreich. Sein Einzugsgebiet beträgt 1975 ha. Der Schlosssee ist nur etwa halb so tief und halb so groß wie der Stadtsee und wird von dessen Ausfluss durchflossen. Sein eigenes Einzugsgebiet be-

Bad Waldsee, Stadtsee



3 Bericht im Amtsblatt von Bad Waldsee über die Bohrung im Stadtsee von 2010.

4 Pollendiagramm aus dem Stadtsee, Jungsteinzeit bis Römische Kaiserzeit.

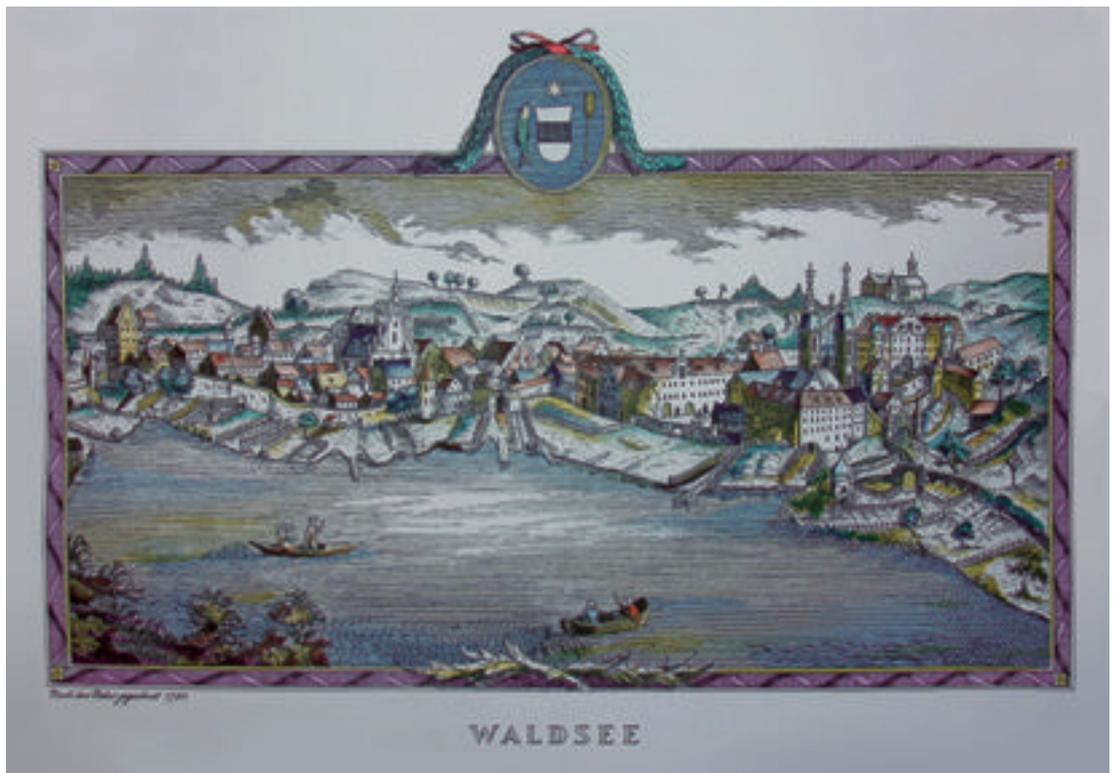


5 Mit der Urkunde König Albrechts I. wird 1298 Waldsee zur Stadt erhoben (Stadtarchiv Bad Waldsee Nr. 1).

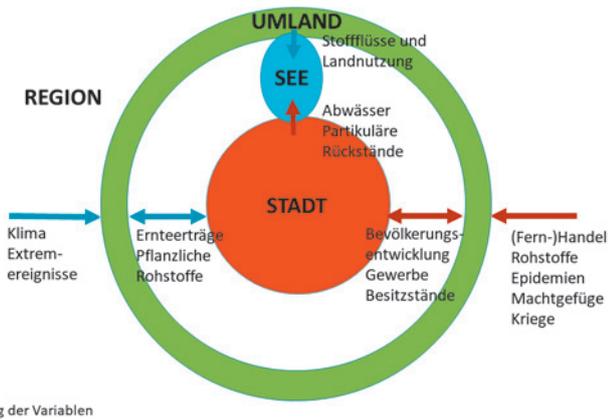
trägt circa 111 ha. Im Zuge eines Seen-Sanierungsprogramms wurden im Stadtsee und im Schlosssee in den letzten Jahrzehnten regelmäßig die Algen bewertet, sodass der heutige Gewässerzustand gut erforscht ist.

Bad Waldsee wurde erstmals 926 als Königsgut erwähnt und 1298 zur Stadt erhoben (Abb. 5). 1331 verkauften die Herren von Walse die Stadt an die Habsburger, zu denen sie bis 1806 gehörte. Mit der Stadtwerdung begann ein Aufschwung von Handel, Handwerk und Gewerbe. Ende des 14. Jahrhunderts wurden der Stadtgraben und die Stadtmauer ausgebaut. Das Ansehen und der Wohlstand der Stadt wuchsen im 15. Jahrhundert durch Handel weiter, und ein neues großes Rathaus, Stadttürme und das Kirchenschiff wurden erbaut (Abb. 6). Die Einwohnerschaft umfasste damals ungefähr 600 Bürger. Rückschläge gab es etwa 1402 und 1487, als Teile der Stadt Feuersbrünsten zum

Opfer fielen. 1525 kam es zu Unruhen im Zuge des Bauernkriegs, 1530 durch reformatorische Kräfte, und die Stadtentwicklung stockte. Der Dreißigjährige Krieg bedeutete auch für Bad Waldsee eine schwere Krise. 1628 wütete die Pest und 1636 brach eine Hungersnot aus. Die Felder wurden nur noch teilweise bewirtschaftet, und die Bevölkerung ging um ein Drittel zurück. Im 17. und 18. Jahrhundert führte die Gegenreformation zu neuen klösterlichen Niederlassungen, reger barocker Bautätigkeit und erneutem Wohlstand. Nach der Angliederung an Württemberg nach 1806 wurden 1832 die bedeutungslos gewordene Stadtummauerung und die Türme bis auf wenige Reste abgerissen. Hungerjahre wie 1816 und 1817 führten zur vermehrten Auswanderung nach Amerika. In Bad Waldsee siedelten sich im Zuge der Industrialisierung keine großen Betriebe an, sodass der kleinstädtische Charakter bis heute erhalten blieb.



6 Historische Darstellung eines unbekanntes Künstlers von 1780, sogenannter Handwerkerstich, aus dem Stadtarchiv Bad Waldsee.



Historische Klimaereignisse wie Temperaturextreme, Trockenzeiten oder Hochwasser können aus einer Kombination von instrumentellen Aufzeichnungen ab circa 1750 und einer kritischen Bewertung historischer Quellen abgeleitet werden. Für Mitteleuropa liegt eine systematische Rekonstruktion der Temperaturen mit teils monatlicher Auflösung für die Zeit ab 1500 n. Chr. vor. Damit wird vor allem die relative Kältephase der „Kleinen Eiszeit“ nach dem mittelalterlichen Temperaturoptimum und deren Ende im 19. Jahrhundert abgedeckt. Der Höhepunkt der Kältephase wurde um 1690 erreicht. Ein zuverlässiges regionales Archiv für langhaltend kalte Winter bietet zudem die Reihe der Bodenseevereisungen („Seegfrörne“), von denen 33 seit 875 dokumentiert sind. Allein 19 Vereisungen fallen in die Zeit von 1300 bis 1600. Hydrologische Bedingungen sind am besten durch Berichte über Flutereignisse und Flusspegelbeobachtungen dokumentiert. Systematische Auswertungen decken vor allem die letzten 500 Jahre ab und schließen Flüsse in Süddeutschland (zum Beispiel Donau) und der Schweiz (zum Beispiel Alpenrhein) mit ein. Drei Perioden häufiger Hochwasserereignisse sind bekannt: 1540 bis 1600, 1640 bis 1700, 1730 bis 1840.

Hydrologische Extremereignisse führen vielfach zu Bodenerosion, die in Erosionsformen, Bodensequenzen, Kolluvien, Talauensedimenten und mit Gesteinsschutt durchsetzten Lagen von Seesedimenten, sogenannten detritischen Lagen, nachgewiesen werden können. Ein besonders einschneidendes Hochwasser- und Erosionsereignis fand beispielsweise im Juli 1342 statt. Inzwischen wurden zahlreiche Sedimentkerne aus alpinen und randalpinen Seen bezüglich Hochwasserlagen ausgewertet, deren Trends auch auf Oberschwaben übertragbar sein sollten. Erhöhte Häufigkeiten detritischer Hochwasserlagen wurden während der Völkerwanderungszeit (450–480, 590–640), dem frühen und hohen Mittelalter (700–750, 1140–1170) sowie dem Spätmittelalter und der Neuzeit (1300–1330, 1480–1520) beobachtet. Während

des mittelalterlichen Klimaoptimums war die Hochwasserhäufigkeit dagegen gering.

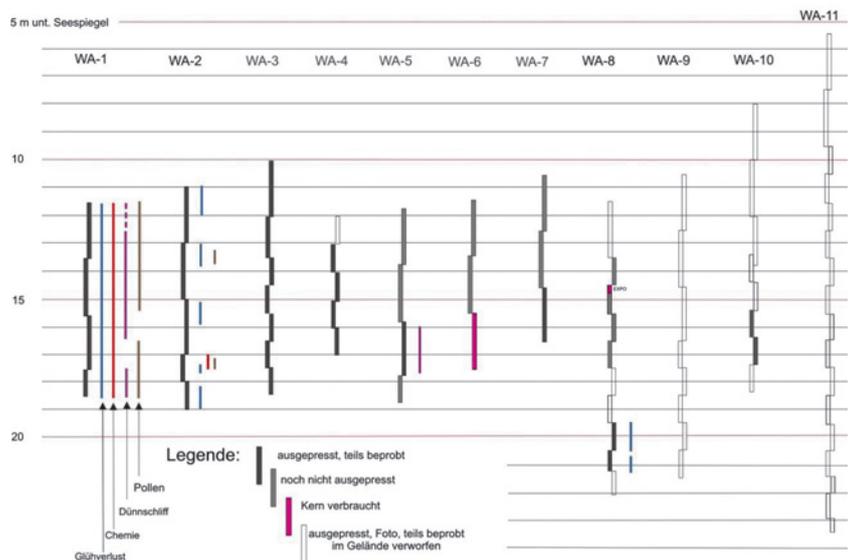
Das Projekt

In dem Projekt soll das Archiv See mit dem Schriftgutarchiv verschnitten und vergleichend ausgewertet werden. Dabei werden vor allem wirtschafts-, umwelt- und klimageschichtliche Fragestellungen verfolgt (Abb. 7). Zusätzlich sollen das baugeschichtliche Archiv Holz/Jahring (Abb. 8) und das archäologische Archiv Boden genutzt werden – also die Kombination aus vier Archiven. Die jahrgenau datierten Urkunden ermöglichen es, Ereignisse, die sich im Sediment abzeichnen, exakt zu fixieren und so die Jahresschichtung kalendergenau auszuwerten. An den Sedimenten allein ist das trotz Jahresschichtung nicht möglich, weil die geschichtete Sequenz in nicht geschichtete ältere und jüngere Ablagerungen eingebettet ist und daher chronologisch schwebt (flottiert; Abb. 9). Als zeitlicher Rahmen für die Untersuchungen wurde der Zeitraum von 1200 bis 1800 n. Chr. gewählt. Aus früheren Zeiten gibt es keine seriellen Schriftquellen, die eine entsprechende Auswertung ermöglichen würden.

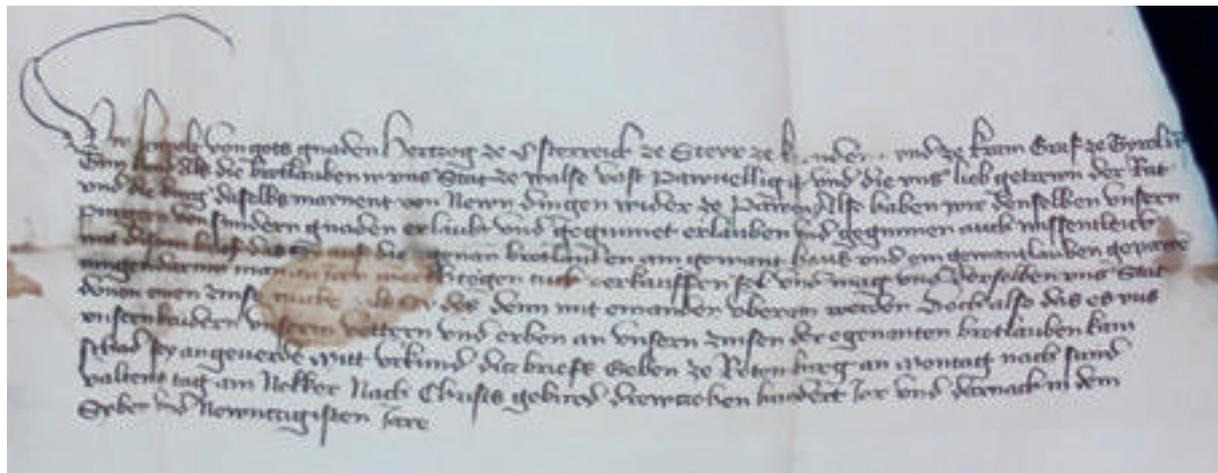
7 Darstellung der Wechselwirkungen zwischen Stadt, See(n), Umwelt und Klima.

8 Jahringmessung einer Holzprobe im Dendrolabor.

9 Stratigrafisches Profil der Bohrungen im Stadtsee.



10 Herzog Leopold IV. von Österreich erlaubt im Jahr 1397 den Waldseern eine baufällige Brotlaube neu zu errichten und bei dieser Gelegenheit auch ein Gewandhaus zu bauen (Signatur Stadtarchiv Bad Waldsee Nr. 13).



Ziele, Methoden, Beteiligte

Im Einzelnen ist Folgendes geplant:

Im Rahmen einer Promotionsstelle im Fachbereich Geschichtswissenschaft an der Universität Tübingen wird die schriftliche Überlieferung in Form von Urkunden, Akten, Rechnungs- und Lagerbüchern von Claudia Höhnke aufgearbeitet (wie z. B. Abb. 10). Dabei besteht eine enge Zusammenarbeit mit Michael Tassilo Wild, dem Stadtarchivar von Bad Waldsee. Die Konjunktur von Gewerbe und Handel, insbesondere mit Getreide, sowie die Produktion von Leinwand und Barchent stehen im Zentrum der Untersuchungen. Den Rahmen dazu bilden die Landnutzung und Landschaftsentwicklung, der ereignisgeschichtliche Kontext sowie die Einflüsse des historischen Klimas. Mit den Ergebnissen wird abschließend eine Wirtschaftstopografie von Bad Waldsee erstellt.

Kim Krahn wird sich auf einer Postdoc-Stelle am Institut für Geosysteme und Bioindikation der TU Braunschweig mit Diatomeen (Kieselalgen), Bryozoa (Moostierchen) und anderen im Wasser lebenden Kleinorganismen befassen und darüber hinaus stabile Isotope analysieren. Das wird eine detaillierte Rekonstruktion von ökologischen Wasserparametern wie zum Beispiel des Nährstoffgehalts (Trophie) und der Sauerstoffverfügbarkeit ermöglichen. Damit kann die ökologische Entwicklung der Seen und der anthropogene Einfluss auf das aquatische Ökosystem über mehrere Jahrhunderte nachgezeichnet werden. Die Analyse der Sauerstoffisotope kann außerdem für die Abschätzung der Wassertemperaturen über die Jahrhunderte herangezogen werden. Die Methode beruht auf dem temperaturabhängigen Mengenverhältnis des Sauerstoffisotops ^{16}O zu dem schwereren ^{18}O .

Auf einer Promotionsstelle am Institut für Angewandte Geowissenschaften an der TU Darmstadt wird Kristin Haas die Sedimentationsbedingungen klären und die Einträge persistenter Schadstoffe rekonstruieren sowie potenzielle Verursacher iden-

tifizieren und die Ökotoxizität abschätzen. Auch wenn keine bedenklichen Schadstoff-Konzentrationen über den heutigen Grenzwerten zu erwarten sind, können präzise Analysemethoden bis auf ein Mikrogramm pro Liter bzw. Nanogramm pro Liter frühe Schadstoffeinträge erkennen lassen, die aus mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Produktionstechniken stammen, aber auch aus katastrophalen Ereignissen wie Stadtbränden freigesetzt wurden. Beispiele sind die Metallverarbeitung, Gerbereien, Färbereien, Textilherstellung und Köhlerei. Der hochaufgelösten geochemischen Untersuchung der Sedimentkerne gehen die Bohrkernbeschreibung und Röntgenfluoreszenz (XRF)-Messungen am Geoforschungszentrum Potsdam (Abb. 11; 12), die mikroskopische Analyse der Sedimentfazies, die Erstellung der Warvenchronologie und weiterhin die Koordination der radiometrischen Datierungen voraus. Eine erste, inzwischen bewältigte Hürde war die Erstellung eines zusammengesetzten Gesamtprofils (Komposit-Profil) aus zwei dicht benachbarten Bohrungen mit tiefenversetzten Kernenden. Die zwei Kerne und das daraus gewonnene Gesamtprofil sind notwendig, weil bei Bohrungen in einem See an den Kernenden Material fehlen oder gestört sein kann. Da selbst bei zwei horizontal weniger als einen Meter voneinander entfernten Kernen Niveauunterschiede auftreten können, müssen die beiden Parallelkerne anhand der Schichtverläufe oder Markerhorizonte korreliert werden, wobei heute üblicherweise μXRF -scans in Millimeter- bis Submillimeter-Auflösung eingesetzt werden. Die Schwankungen verschiedener chemischer Elemente ergeben ein charakteristisches Muster, das zur Korrelation der Kerne verwendet werden kann.

Am Landesamt für Denkmalpflege in Hemmenhofen werden die Kerne gelagert, dokumentiert, beprobt und bearbeitet. Weiterhin wird eine dendrochronologische Datenbank für das Mittelalter und die Neuzeit aufgebaut, die von Bad Waldsee ausgehend größere Teile von Oberschwaben er-

fasst. Mittels einzelner Jahrringkurven soll ein regionaler Jahrringkalender aufgebaut werden, der Informationen zu den Wuchsbedingungen der Bäume, deren Holz in Bad Waldsee verbaut wurde, enthält. Daraus lässt sich insbesondere das örtliche Niederschlagsgeschehen über die Zeit rekonstruieren. Für Bohrkern- und dendrochronologische Datenbearbeitung ist Dr. Sara Saeidi in Hemmenhofen zuständig. Die Dendrodaten werden vom Dendrochronologischen Labor des Landesamtes in Zusammenarbeit mit privaten Jahrringlaboren ausgewertet. Die Pollenanalysen werden von Dr. Lucia Wick vom Institut für prähistorische und naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel übernommen. Neben Pollen, Sporen und Mikroholzkohle werden hier sogenannte NPP's (Non-Pollen-Palynomorphen) erfasst. Dazu gehören Sporen von Pilzen und Algen, Wurmeier und mehr. Aussagen zu Tierhaltung und Weidebetrieb, zum Gewässerzustand, aber auch zu den hygienischen Verhältnissen sind zu erwarten. Diese Daten können dann mit den ökologischen Anzeigern und der Geochemie der Sedimente verglichen werden. Zusätzlich zu den in den Pollenpräparaten erfassten Mikroholzkohlen als Parameter für das Feuer geschehen in der weiteren Umgebung werden auch makroskopische Holzkohlen erfasst, die Brandereignisse in der näheren Umgebung, also auch in der Stadt selbst, dokumentieren.

Dies ist bereits ein methodisch breit aufgestelltes, leistungsfähiges Team. Um aber so viele denkbare Aspekte wie möglich abzudecken, wurden weitere Kooperationspartner ins Boot bzw. an den See geholt: Prof. Dr. Achim Brauer, Dr. Birgit Plessen und Dr. Rik Tjallingii vom Geoforschungszentrum (Helmholtz-Zentrum) in Potsdam sind ausgewiesene Experten, besonders was jahresgeschichtete Seeablagerungen angeht. Die dortige apparative Ausstattung wird bereits zur Untersuchung der Bohrkern- von Bad Waldsee genutzt.

Ökotoxikologische Voruntersuchungen zeigten eine Belastung der mittelalterlichen Ablagerungen durch Abwassereinleitungen der damaligen Zeit, die durchaus mit neuzeitlichen Ablagerungen des Neckars oder anderer verschmutzter Gewässer vergleichbar ist. Um diesen Aspekt werden sich Prof. Dr. Henner Hollert und Florian Gigl vom Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt kümmern.

Technische Verbrennungsprozesse, wie sie bei Metallverarbeitung, Glasherstellung und weiteren industriellen Prozessen wie auch im häuslichen Herdfeuer stattfinden, haben ihre Spuren im See hinterlassen, zum Beispiel in Form polyzyklischer Kohlenwasserstoffe (PAK). Das ist das Arbeitsgebiet von Prof. Dr. Christoph Schüth und Dr. Thomas Schiedek vom Institut für Angewandte Geo-

wissenschaften der Technischen Universität Darmstadt.

Aktuelle archäologische Grabungen sollen in diesen Kontext integriert werden, da hier – neben den für die Stadtgeschichte relevanten Funden – häufig bei Bodenaufschlüssen an Probenmaterial zu gelangen ist, das anderweitig wegen der Überbauung nicht zugänglich ist. Dr. Mathias Hensch, Referent für Mittelalter- und Neuzeitarchäologie am Landesamt für Denkmalpflege, ist hier neu dazugestoßener Partner für das Archiv Boden innerhalb der Stadt. Darüber hinaus soll für archäologische Fragen die Mittelalterarchäologie der Universität Tübingen eingebunden werden. In Kooperation mit Dr. Lutz Dietrich Herbst, der in der Baudenkmalpflege des Landesamtes Kulturdenkmale der Industrie und Technik betreut, wird der Wasserwirtschaft im Umfeld der Stadt – Kanäle für das Zuführen oder Ableiten von Wasser, Wiesenbewässerung und Moorentwässerung – ein besonderes Augenmerk gewidmet. Über geplante Geländebegehungen und die Auswertung von Lidar-Daten wird mit Unterstützung von Dr. Ralf Hesse vom Landesamt für Denkmalpflege nach Relikten der Holzkohleproduktion in der Umgebung der Stadt gesucht. Diese Bodenarchive werden über die noch erhaltenen Holzkohlerückstände und deren holzanatomische Bestimmung in die Rekonstruktion der Vegetation miteinbezogen.

Perspektiven

Die Wissenschaft hat sich immer mehr spezialisiert und in Teilgebiete aufgesplittet. Trotz notwendiger und weiter fortschreitender Spezialisierung darf aber in der Forschung das Gesamtbild nicht im Detail untergehen, und das ist nur im interdisziplinären Ansatz möglich: Unterschiedliche Fachgebiete arbeiten an der gleichen Fragestellung im

11 Scannen eines Kerns aus dem Stadtsee im Geoforschungszentrum Potsdam mit der Röntgenfluoreszenz-Methode (XRF).

12 Teilkern aus dem Stadtsee mit jahreszeitlich geschichteten Ablagerungen.



offenen und hierarchiefreien Austausch. Dazu müssen alle Beteiligten die methodischen Eigenheiten, Methoden und Grenzen der anderen Disziplinen im Prinzip verstehen. Das kann dem Projekt über die spannende Fragestellung hinaus den Charakter eines „Leuchtturmprojekts“ mit Signalwirkung verleihen. Ein Auftakt wurde Ende Februar 2021 mit einem Video-Workshop gemacht, der von einem Abendvortrag begleitet war, an dem auch die Bevölkerung von Bad Waldsee teilnehmen konnte.

Die gewonnenen Daten und Erkenntnisse werden in Datenbanken, in wissenschaftlichen und populären Publikationen wie auch in neuen Kommunikationsmedien auf nationaler wie internationaler Ebene der Öffentlichkeit zugänglich sein. Auch im Nachrichtenblatt wird voraussichtlich 2023 berichtet werden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat das Projekt bereits für ihren Jahresbericht 2021 ausgewählt.

Für die Landesdenkmalpflege bietet sich die Möglichkeit, im Verbund mit Universitäten und Forschungseinrichtungen ihre eigenen interdisziplinären Stärken im Zusammenwirken von Archäologischer und Bau- und Kunstdenkmalpflege auf aktuelle Forschungsfragen anzuwenden.

Glossar

Barchent

Mischgewebe aus Baumwolle und Leinen, entweder glatt, auf einer oder auf beiden Seiten aufgeraut (von arabisch barrakan „Stoff aus Kamelhaar“ bzw. persisch baranka „Schafwolle“; veraltet auch Parchend; die Bezeichnung findet sich in mehreren Sprachen: lateinisch barracanus, italienisch barracano, spanisch barragán)

Jahresschichtung, Warven

Seen lagern in Abhängigkeit von der Jahreszeit unterschiedliches Material ab. In unserem Klima werden zum Beispiel in der warmen Jahreszeit durch biogene Kalkfällung kalkreiche und deshalb helle, in der kalten Jahreszeit durch Reste abgestorbener Organismen organikreiche und dunkel gefärbte Sedimente gebildet. Diese Schichtung bleibt nur in den seltenen Fällen erhalten, wenn Sauerstoffmangel am Seegrund die Wühltätigkeit von Wassertieren verhindert. Eine solche Wechsellagerung wird als Warve bezeichnet, eine ganze Abfolge davon als Warvenschichtung. Dicke und dünne Lagen sagen etwas über die Anzahl der winterlichen Schwebstoffe oder die sommerliche Nährstoffversorgung des Sees aus. Außerdem kann damit ein Kalender erstellt werden, der im Idealfall eine jahrgenaue Datierung der Sedimente erlaubt.

Transsekt

Zur Beurteilung der Lagerungsverhältnisse von See- oder Moorablagerungen werden Bohrungen an bestimmten Punkten eines eingemessenen Rasters oder Gitternetzes oder einer oder mehrerer Linien vorgenommen. Solche Linien, an denen in bestimmten Intervallen gebohrt wird, heißen Transsekte.

Literatur

<http://www.seenprogramm.de>

Elske Fischer, Manfred Rösch, Marion Sillmann, Otto Ehrmann, Helga Liese-Kleiber, Richard Vogt, Astrid Stobbe, Arie Kalis, Elisabeth Stephan, Kristine Schatz, Axel Posluschny, Landnutzung im Umkreis der Zentralorte Hohenasperg, Heuneburg und Ipf. Archäobotanische und archäozoologische Untersuchungen und Modellberechnungen zum Ertragspotential von Ackerbau und Viehhaltung. In: Dirk Krausse (Hrsg.), „Fürstensitze“ und Zentralorte der frühen Kelten, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 120, 2010, Teil 2, 195–265.
Rüdiger Glaser, Dirk Riemann, Johannes Schönbein, et al. (2010) The variability of European floods since AD 1500. *Climate Change* 101: 69–107.
Hermann Klocker (1973) Die Stadt Bad Waldsee. 2. Aufl. Museums- und Heimatverein Bad Waldsee.

Prof. Dr. Matthias Hinderer

*Technische Universität Darmstadt
Institut für Angewandte Geowissenschaften
Schnittspahnstr. 9
64287 Darmstadt*

Prof. Dr. Sigrid Hirbodian

*Universität Tübingen
Institut für Geschichtliche Landeskunde und
Historische Hilfswissenschaften
Wilhelmstr. 36
72074 Tübingen*

Dr. Elena Marinova

Dr. Oliver Nelle
*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienst Sitz Hemmenhofen*

Prof. Dr. Peter Rückert

*Landesarchiv Baden-Württemberg
Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Konrad-Adenauer-Str. 4
70173 Stuttgart*

Prof. Dr. Antje Schwalb

*Technische Universität Braunschweig
Institut für Geosysteme und Bioindikation
Langer Kamp 19c
38106 Braunschweig*

Prof. Dr. Manfred Rösch

*Universität Heidelberg
Institut für Ur- und Frühgeschichte und
Vorderasiatische Archäologie
Sandgasse 7
69117 Heidelberg*

Wellplatte und Sheddach

Die Eternithallen von Ernst Neufert in Leimen

Die kleine Stadt Leimen an der badischen Bergstraße ist nicht nur die Heimat des jüngsten Wimbledon-Siegers aller Zeiten, Boris „Bobele“ Becker, sondern vor allem ein wichtiger Industriestandort der Steine und Erden. Seit 1896 Hauptsitz der Portland Zementwerke, heute HeidelbergCement, prägen eine Lorensseilbahn, imposante Öfen und hohe Schornsteine den Ort. 1953 suchte die Eternit AG mit Hauptsitz in Berlin-Rudow die unmittelbare Nachbarschaft des Zementwerks Leimen, um die Vorteile der Rohstoffbeschaffung und die logistisch attraktive Lage zu nutzen. Für die Werkshallen beauftragte das Unternehmen den bereits als „deutschen Taylor der Architektur“ bekannten Industriearchitekten Ernst Neufert (1900–1986). Die seinerzeit als exemplarisch gefeierte Werksarchitektur (Abb. 1) wurde jüngst wiederentdeckt und als Kulturdenkmal der frühen Nachkriegsmoderne ausgewiesen.

Melanie Mertens

Als die Eternit AG Ernst Neufert mit dem Bau des Leimener Eternitwerks beauftragte, überließ sie ihr Vorhaben, eine sowohl effiziente als auch ästhetisch ansprechende Produktionsstätte für die begehrte Wellplatte im Südwesten Deutschlands zu errichten, wahrlich keinem Anfänger. Neufert war zu dem Zeitpunkt auf dem Höhepunkt seiner Karriere – oder vielmehr bereits seiner zweiten Karriere, denn schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte sich der am Weimarer Bauhaus ausgebildete Architekt und Mitarbeiter von Walter Gropius einen Ruf als begabter Entwerfer, fähiger Bauleiter und konsequenter Systematiker erworben. 1925/26 oblag ihm die Ausführung des Bauhaus-Gebäudes in Dessau. 1927 berief ihn Otto Bartning an die neu gegründete Staatliche Bauhochschule Weimar, wo Neufert erste Lehrerfahrungen sammelte und mit dem Kurs „Schnellentwerfen“ eine folgenreiche Entwurfsmethode etablierte. 1936 gab Neufert erstmals die „Bauentwurfslehre“ (BEL) heraus, die zu seinem Synonym werden sollte und – in 18 Sprachen übersetzt und ständig überarbeitet – bis heute erscheint: Eine Sammlung aller Normen, Maße und Vorschriften, durchexerziert in allen nur denkbaren Bautypen „mit dem Menschen als Maß und Ziel“ (so das Titelblatt). Die Fama will es, dass sich Neufert bereits zur Emigration in die USA entschlossen hatte, als ihn der sensationelle Erfolg der BEL nach Deutschland zurückkehren ließ. Nun entdeckte ihn Albert Speer und zog ihn 1937 als Fachmann für Normfragen in seinen Mitarbeiterstab. Die Entwicklung des Oktameter-Sys-

tems, des Industriebaumaßes (Iba) und die Publikation der „Bauordnungslehre“ (BOL) ebneten seinen Weg zum Vorsitz der Leitstelle Bau im „Deutschen Normenausschuß“ 1945. Ohne Bruch gelang es Neufert, im Sommer 1945 als Professor der Technischen Hochschule Darmstadt an seine Vorkriegskarriere anzuknüpfen. Ein Faktor für seine Berufung waren seine guten Beziehungen „zur Bau-Großindustrie“, die – so hofften die Verantwortlichen – sich für den Wiederaufbau der Region als nützlich erweisen könnten. Tatsächlich setzte Neufert seine Tätigkeit als freier Architekt, die er auch während seiner Berliner Zeit beibehalten hatte, von Darmstadt aus erfolgreich als Hausarchitekt der Dyckerhoff-Zementwerke mit großen Bauprojekten in Amöneburg (Wiesbaden), Neuwied, Neubeckum, Lengerich etc. und der Firma Schott Jenaer Glaswerke in Mainz fort.

Es mag der Sparte Industriebau geschuldet sein, dass Neuferts architektonisches Oeuvre lange Zeit hinter seinem Ruf als Autor der BEL und BOL zurückstand. Von der Baugeschichte wiederentdeckt wurden so denn auch zunächst seine „zivilen“ Bauwerke, etwa das Ledigenwohnheim in Darmstadt (1951–1953), das bereits 1986 in die Denkmalliste aufgenommen wurde, die Tank- und Raststätte Pfungstadt (1952/53) und der elegante Betonschalenbau der Versuchsanstalt für Wasserbau in Darmstadt (1954/55), die seit 1996 als Kulturdenkmale eingetragen sind. Spätestens seit den 2000er Jahren rückten auch die Industriebauten in den Blick. Die Wärmetauschertürme des Dycker-





1 Eternitwerk Leimen, 1957 von Südost.

hoff-Zementwerks in Amöneburg gelten als Wahrzeichen der Branche und der Region (1992 als Kulturdenkmal benannt, 2005 präzisiert). Und auch der Gigant unter den Versandhäusern, die „Versandmaschine“ Quelle in Nürnberg (1954–1967), wurde 2005 als Baudenkmal erkannt.

Das Leimener Eternitwerk

1953/54 beauftragte die aus der Deutschen Asbestzement AG hervorgegangene Eternit AG Ernst Neufert mit dem Bau der Fertigungshallen in Leimen. Entsprechend dem Systematisierungsanspruch Neuferts, der für jedes zu bebauende Areal

zunächst einen generellen Bebauungsplan im Oktameter-Bauachsenmaß erstellte, wurde das Werksgelände in ein flächendeckendes Raster aus Quadraten von 10 m x 10 m eingeteilt. Am Südrand, angrenzend an das Zementwerk, platzierte Neufert die 1954 bis 1957 in drei Bauabschnitten errichtete große Produktionshalle mit Bürotrakt und Kantine (Abb. 2). Vor den Werkstoren legte er Unterstände für Autos, Motor- und Fahrräder an. 1957/58 entstanden der betonierete Lagerplatz und eine erste Lagerhalle. Auch der weitere Werksausbau in den Jahren zwischen 1958 und 1966, der sich auch auf die Heidelberger Gemarkung erstreckt, erfolgte nach Neuferts Plan. Besonders hervorzuheben ist das Werkstatt- und Sozialgebäude (1958), dessen Entwurf Neufert neben demjenigen der Produktionshalle die größte Aufmerksamkeit schenkte. Es folgten das Pförtnerhaus (1959), die Formerei (1959), das Rohstofflager (1960/61), ein Büro- und Ausstellungsgebäude (1963) und die Farbenfabrik (1963–1966). Die umfassende Durchgestaltung der Werksarchitektur spiegelt sich in besonderer Weise in der Produktionshalle und im Werkstatt- und Sozialgebäude wider, zudem in den Kleinarchitekturen der Fahrzeugunterstände (Abb. 11) und im Experimentalbau des Pförtnerhauses. Sie bilden das als Kulturdenkmal ausgewiesene Schutzgut, während die jüngeren Hallen, die zwar das System fortschreiben, für sich genommen aber nicht die architektonische Qualität der frühen Bauten erreichen, keinen Schutzstatus begründen.

2 Luftbild, Produktionshalle in Bau, 1955.



Zwischen Industriebaumaß und Gestaltungswillen

Die Produktionshalle ist eine auf betonierten Punktfundamenten ruhende Stahlkonstruktion, die nach innen und außen mit Welleternitplatten verkleidet ist (Abb. 3; 4; 5). Sie umfasst 28 Querzonen von 10 m Tiefe und vier Längsschiffe von 20 m Breite. Jede Querzone wird von einem 80 m langen Sheddach überfangen, das seine Glasfront nach Osten richtet. Die Anordnung der Querzonen von Ost nach West entspricht der Abfolge im Produktionsprozess: Vier Querzonen mit einer Shedfirsthöhe von 17 m nehmen Rohstofflager und Rohstoffaufbereitung auf. Jenseits einer ausgefachten Querwand folgt die über 23 Zonen offene Fabrikationshalle mit einer Shedfirsthöhe von 12,75 m für die Herstellung der Platten und Rohre sowie die Formerei (Abb. 6).

Südlich vorgelegt ist ein zweigeschossiger, 10 m tiefer Stahlbetonriegel für Werkstätten und Büros. Der lange Erschließungsflur im Obergeschoss dient zugleich als Besuchersteg, der über ein decken-hohes Fensterband vollständigen Einblick in die große Produktionshalle erlaubt (s. Abb. 5). Direkt von der Halle über eine Treppe mit Laufgang zu erreichen ist die letzte Querzone mit der Kantine, ein Stahlbetonkörper, dessen Obergeschoss mit großen Fenstern nach Westen auskragt (Abb. 7). Das Äußere dieses alle nötigen Funktionen bündelnden Gebäudes wird von der Sägezahn-Silhouette der Sheddachreihen und den durchgängig für die Fassaden und Dachelemente verwendeten Welleternitplatten bestimmt (s. Abb. 4). Die vertikalen Rillen beleben die großen fensterlosen Flächen und geben den Baumassen ein hohes Maß an optischer Leichtigkeit.

Das kurz darauf errichtete Werkstatt- und Sozialgebäude (Abb. 8) zeigt einen prinzipiell vergleichbaren Aufbau, nur sind die Pultdächer Rücken an Rücken angeordnet, sodass nach Westen und Osten durchfensterte Schmetterlingsheds entstanden. Sie erzeugen nicht nur eine ausgezeichnete Belichtung, sondern erlauben zudem eine intensive Durchlüftung der Arbeits- und Sozialräume. Die Schmetterlingsheds nehmen mehr als ein Drittel der Gesamthöhe ein, sodass sie die Architektur in noch höherem Maße prägen als die Sägezahnsheds der Produktionshalle. Die aufwendige Dachlösung wurde mit Blick auf die mögliche Expansion der Lagerhalle gewählt, die sogar eine vollständige Umschließung des Werkstatt- und Sozialgebäudes und damit einen Wegfall der seitlichen Belichtung in Betracht zog.

Das Pförtnerhaus, ein schmaler gelängter Pavillonbau mit teils weit – im Empfangsbereich um drei Meter – überstehendem Flachdach aus Stahlbeton, besteht wie die Hallen aus einem leichten Stahl-



3 Produktionshalle in Bau von NO, Stahlgerüst, 1956.

4 Produktionshalle nach Vollendung von NO, verkleidet, durchlaufendes Fensterband, 1957.

5 Produktionshalle, innen, Blick nach Süden zum Laufgang und den angrenzenden Büroräumen, 1956.



6 Produktionshalle, innen, Blick nach NO, 2011.

7 Kantine, vorkragender Betonbau mit Metallschiebefenstern auf freistehender Stütze, 2011.

8 Werkstatt- und Sozialgebäude mit Schmetterlingssheds, von SW, 2011.

gerüst mit Plattenverkleidung. Es galt Neufert als „Versuchsbau“, da hier neuartige, im Berliner Eternitwerk hergestellte Paneele als Raumabschluss verwendet wurden: Holzverbundplatten, die beidseitig mit hochgepressten, dampfgehärteten Asbestzement-Tafeln („Eternit-Glasal“) versehen und in Aluminium-Hutprofilen verschraubt wurden.

Die Kontinuität der Moderne

Die Gestaltung der Werkshallen wird in hohem Maße von den Grundsätzen des Neuen Bauens bestimmt, wie sie etwa die Formel des amerikanischen Architekten Louis Henry Sullivan „form follows function“ vermittelt. Die Anforderung einer großflächigen, flexibel erweiterbaren Fabrikationshalle führte zum Konzept einer additiv zu-



sammengesetzten Sheddachhalle: Sie bot die beste blendfreie Belichtung, in der senkrechten Stellung der Sheds zudem eine auch bei hohem Staubanfall geringe Verschmutzung und eine Ausrichtungsmöglichkeit zur gering aufheizenden Ostseite. Das additive Prinzip, das eine flexible Erweiterbarkeit gewährleisten sollte, kam der am Bauhaus propagierten Ästhetik der Serialität entgegen. War der Bautypus Sheddachhalle an und für sich seit dem 19. Jahrhundert etabliert, erreichte Neufert durch die Senkrechtstellung der Sheds und die konsequente Verwendung von Welleternit eine neue funktionale und ästhetische Qualität. Die durchgängig über 28 Zonen gleich geformten Sheds avancierten zum markanten Leitmotiv der Architektur.

Auch Neuferts Beschränkung auf wenige charakteristische Baustoffe – Stahl, Glas, Beton und Faserplatten –, die in unverstellter, „materialehrlicher“ Weise Anwendung fanden, folgt Prinzipien der Moderne. Die Stahlkonstruktion liegt nach innen offen und wird in die ästhetische Gestaltung mit einbezogen, so vermitteln die filigranen R-Träger, auf denen die Pultdächer aufliegen, Leichtigkeit und Transparenz (Abb. 9). Auf diese Eigenschaften zielen auch die äußerst schmalgratigen Metallrahmen der Fenster ab, die eine feine, scharfkantige Linienführung zeigen. Ihr Zusammenschluss zu scheinbar endlosen Fensterbändern erzeugt eine dynamische Perspektive und verwandelt schiere Größe in Eleganz (s. Abb. 4). Die regelmäßig eingebundenen Tore wirken rhythmisierend, ihre auf einfachen Stahlrohren liegenden Flugdächer aus Welleternit stechen keck empor. Die enganliegende, nahezu vollständige Umhüllung des Großbaus mit unbehandelten, sichtbar



verschraubten Wellplatten erzeugt trotz des Auf und Ab der spitz zulaufenden Sheds eine geschlossene ruhige Form. Die vertikalen Rillen der Wellplatten sorgen für eine Belebung der großen Flächen, die je nach Lichteinfall hinsichtlich Tiefe und Schattenspiel differiert.

Neufert erweist sich hier ganz als Schüler von Walter Gropius, als dessen Büroleiter er jahrelang wirkte: „Exakt geprägte Form, jeder Zufälligkeit bar, klare Kontraste, ordnende Glieder, Reihung gleicher Teile und Einheit von Form und Farbe werden entsprechend der Energie und Ökonomie unseres öffentlichen Lebens das ästhetische Rüstzeug des modernen Baukünstlers werden“ (Walter Gropius).

Corporate Identity

Ein weiterer Charakterzug hebt die Anlage aus der Gruppe der modernen Industriebauten heraus: Die konsequente Verwendung und Zurschaustellung des in der Fabrik hergestellten Baustoffes, die Wellplatte aus Faserzement. Wie Gropius, Le Corbusier oder Egon Eiermann hatte auch Neufert schon früher gerne mit dem vorgefertigten, feuerbeständigen Material gearbeitet, so beim Dyckerhoff-Zementwerk in Amöneburg oder für die Schott-Glaswerke in Mainz. Die hinsichtlich der Außenwirkung nahezu ausschließliche Verwendung der Wellplatten beim Bau des Herstellerwerks Eternit hatte eine andere Dimension. Sie verfolgte die Absicht, alle nur denkbaren Anwendungsmöglichkeiten des Materials aufzuzeigen und sie werbend im besten Licht erscheinen zu lassen. Das war ein wichtiger Impetus bei der Durchgestaltung des Werks, ein Anspruch, der im Industriebau der Nachkriegszeit, der zunehmend auf Wirtschaftlichkeit und Zweckmäßigkeit setzte, nicht eben üblich war. Dabei achtete Neufert auf sorgfältigste Detailausbildung, keine Drainagerohre stören die großen Sägezahnflächen der Fassaden, vollkommen regelmäßige Stöße zwischen den Platten bilden schnurgerade Linien, handgeformte Anschlussstücke gestalten die Übergänge wie Ortgang, First und Sohlbank (Abb. 10, s. Auftaktbild). Die Innenverschalung der Sheds zeigt in Anpassung auf den Standort des Betrachters ein feineres Profil als die Außenhaut etc.

Was so entstand, war eine frühe Form von „Corporate Identity“, nicht die überall gleiche Wiederholung eines Architekturmodells, sondern die Verkörperung der Produktidee. Nicht das Verwaltungsgebäude diente als Repräsentationsarchitektur der Firma, sondern das Produktionsgebäude, das mit ureigenen Mitteln, dem in ihm hergestellten Baustoff, für seine wertstiftende, sinnvolle Präsenz warb und dabei eine seltene Einheit von Inhalt und Form erreichte.



Die Eternit AG beließ es nicht bei der Architektur als sichtbaren Ausdruck ihrer Produktpalette, sondern beauftragte Neufert mit der Herausgabe des „Well-Eternit-Handbuchs“ (1955, 1. Auflage), das die „sinnvolle, schöne Verwendung“ des Baustoffs aufzeigen sollte, „um Vollkommenes zu erreichen“ (Neufert im Vorwort). Den größten Raum des Bildteils, der die optimale Anwendung an prominenten Bauten aus Industrie und Wohnen zeigt, nimmt das Eternitwerk Leimen ein. Damit positionierte er das Werk vor anderen Beispielen wie die berühmte Gummibandweberei Gossau (St. Gallen) und das Schuldorf Bergstraße (Seeheim-Jugendheim), die ebenfalls für die exemplarische Verwendung von Welleternit warben.

Wie sehr Neufert auch seine übergreifenden Lehrinhalte im Eternitwerk realisiert sah, dokumentieren die Behandlung in der „Bauordnungslehre“ (1965, 3. Auflage), vor allem aber die ausführliche Darstellung im Band „Industriebau“ (1973), in

9 *Unterseite der Sheddächer mit Well-Eternit-Verkleidung und R-Trägern, 2011.*

10 *Produktionshalle von NW, 2011.*



11 Unterstände für Fahrzeuge, 2011.

dem das Leimener Eternitwerk sowohl monografisch als auch als jeweils exemplarische Lösung für verschiedene Problemstellungen in der Gattung angeführt wird.

Der Baustoff der Moderne

Der 1900 von Ludwig Hatschek in Österreich patentierte und 1904 in Deutschland eingeführte Baustoff Faserzementplatte gehörte aufgrund seiner hohen Festigkeit, Feuerbeständigkeit und des geringen Gewichts zu den bevorzugten Baustoffen der boomenden Nachkriegsarchitektur. Den Grundsätzen der modernen Architektur entsprach er in besonderem Maße, so schätzten ihn bereits Walter Gropius und Le Corbusier. Die beschwingten 1950er Jahre begeisterte die optische Leichtigkeit und Dynamik der Wellplatte, die funktionalistischen 1960er Jahre die „materialehrliche“ Verwendbarkeit. Schon um 1960 hatte Eternit wieder die marktbeherrschende Stellung erreicht, die es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg (1938: 54 Prozent Marktanteil) innehatte. Nicht nur der preisbewusste „Häuslebauer“, auch die Granden des Metiers nutzten den Werkstoff, vor allem die optisch ansprechende Wellplatte. Eiermann verwendete sie bei der Taschentuchweberei in Blumberg, Giordano Forti für das CILAG-Werk in Mailand sowie Danzeisen & Voser für Goldzack in Gosau. Eternit galt als Inbegriff der Moderne.

Die Karriere des Baustoffs wurde durch das Bekanntwerden der Gesundheitsgefährdung von Asbeststaub eher verlangsamt als gebrochen. Obwohl der wissenschaftliche Nachweis schon 1976 bzw. 1980 erbracht war, erging das bundesweite Verbot erst 1993. Eternit stellte sich seit 1980 auf Substitute ein; Mitte der 1980er Jahre waren 50 Prozent der Produktion asbestfrei, seit 1990 100 Prozent der für den Hausbau vorgesehenen Produkte.

Die Produktionsstätte in Leimen/Heidelberg dokumentiert den Boom des Baustoffs in besonderem Maße, da sie nicht nur zentraler Herstellungsort war, sondern weil ihre Architektur die Verwendungsmöglichkeiten des Materials in werbewirk-

samer und repräsentativer Weise verkörpert. Seit dem Abbruch der von Paul Baumgarten errichteten Werkshallen Eternits in Berlin-Rudow 2009 sind es nur noch die Leimener Hallen, die die Geschichte des Unternehmens und des Baustoffes Eternit in Deutschland in komprimierter Weise bezeugen. Dazu gehört auch der unbequeme Fakt der Asbesthaltigkeit des Baustoffs, dessen Herstellung und Verarbeitung in ganz Europa Menschen geschadet hat.

Die Werksbauten Ernst Neuferts gelten heute aufgrund ihrer markanten Gestaltung und der in ihnen realisierten Lehrinhalte des international renommierten Hochschullehrers als „ikonische“ Architektur. Als qualitätvolle und aussagefähige Zeugnisse der frühen Nachkriegsmoderne nehmen sie in der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, insbesondere in der Geschichte des deutschen Industriebaus, eine besondere Stellung ein. Aufgrund ihrer exemplarischen und dokumentarischen Bedeutung für die Geschichte der Bautechnik, der Architekturwissenschaft und der Kunstgeschichte besteht an ihrer Erhaltung aus künstlerischen und wissenschaftlichen Gründen ein öffentliches Interesse.

Literatur

Gernot Weckherlin: BEL. Zur Systematik des architektonischen Wissens am Beispiel von Ernst Neuferts Bauentwurfslehre. Tübingen 2017.

Werner Durth (Hrsg.): Ernst Neufert. Leben und Werk des Architekten 1900–1986 (Begleitbuch zur Ausstellung; TU Darmstadt. Darmstadt 2011.

Spüren, wo man ist – Corporate Architecture made by Eternit. in: Detail, 4/2011 (<https://www.detail.de/artikel/spueren-wo-man-ist-corporate-architecture-made-by-eternit-2323/> [zuletzt abgerufen am 22. 01. 2021]).
Walter Prigge (Hrsg.): Ernst Neufert. Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert (Edition Bauhaus – Band 5, Stiftung Bauhaus Dessau). Frankfurt M., New York 1999.

Joachim P. Heymann-Berg, Renate Netter, Helmut Netter (Hrsg.): Ernst Neufert. Industriebauten. Wiesbaden-Berlin, Hannover 1973.

Ernst Neufert: Bauordnungslehre, Wiesbaden-Berlin 1965.

Ernst Neufert: Well-Eternit-Handbuch. Im Auftrage der Eternit Aktiengesellschaft, Wiesbaden, Berlin 1955 (benutzt 3. Auflage 1963).

Ernst Neufert: Bauentwurfslehre, Berlin 1959.

Dr. Melanie Mertens

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Karlsruhe

Hochwassermarke, Obelisk und Pegelhaus Kleindenkmale erzählen vom Leben am unbegradigten Oberrhein (Teil 1)

Entlang des Rheinstroms entstanden zahlreiche Monumente, die heute den Schutz der Denkmalpflege genießen. Als Landes- und Ländergrenze und romantisch verklärter Sehnsuchtsort regte er zu patriotischen Denkmälern an, als internationale Verkehrsader und Energielieferant ließ er Technikdenkmale entstehen. Wie die ehrenamtliche Erfassung und Dokumentation der Kleindenkmale im Landkreis Karlsruhe verdeutlichte, existieren neben Wasserbauten wie Schleusen, Dämmen und Kanälen oder Brücken und Hafengebäuden auch zahlreiche kleinere, schützenswerte Objekte: Viele von ihnen erfüllen die gesetzlichen Kriterien eines Kulturdenkmals, andere – mitunter aufgrund ihrer Jugend und ihres Überlieferungszustands – nicht. Ungeachtet der rechtlichen Kategorisierung erinnern sie alle, ganz unterschiedlich in Material und Anspruch an den einst ungezähmten Fluss und die beschwerlichen Lebensbedingungen der Flusssanrainer.

Isolde Dautel

Vor der unauslöschlich mit dem Namen des badischen Ingenieurs Johann Gottfried Tulla (1770–1828) verbundenen „Rectification“ des Oberrheins ab 1817 und der mit deren Vollendung zusammenfallenden nationalen Verklärung vor allem des Mittelrheins gegen Ende des Jahrhunderts war der Rhein für die Menschen weniger faszinierend als unbarmherzige Realität. Kilometerbreit und in weiten Bogen brach er sich nach jedem Hochwasser neue Bahnen. Die Überschwemmungen waren unberechenbar, die Fluten begruben Siedlungen, vernichteten Ernten und hinterließen mückenver-

seuchte Sümpfe. Von den weiten Schlingen, den verzweigten Flussrinnen und den Tausenden Inseln im einst wilden Strom kann man anhand von Luftbildern oder topografischen Rheinkarten (Abb. 2) noch einen guten Eindruck gewinnen. Die sichelförmigen Geländemuster der Rheinauen sind die ehemaligen Mäander des Altrheins, die teils noch mit Wasser gefüllt (Abb. 1), teils durch Einschwemmung von Sedimenten verlandet sind. Auch an einem auf den ersten Blick eher unspektakulären Kleindenkmal lässt sich die Rheinebene gut begreifen. Obwohl der 1990 vor dem ehemaligen



1 Der reizvolle Urwald mit seinen hohen Bäumen entspricht nicht dem Bild der Rheinauen vor der Rheinbegradigung. Rhein bei Eggenstein (Landkreis Karlsruhe)

2 Die seit 1817 umgesetzte Rheinbegradigung veränderte die Kulturlandschaft am Oberrhein nachhaltig



Rathaus in Leopoldshafen aufgestellte Brunnen (Abb. 4) kein Kulturdenkmal im Sinnes des Denkmalschutzgesetzes ist, besitzt er Identifikationswert für die Bewohner der Rheindörfer. Aus einem mächtigen Sandsteinblock gemeißelt, veranschaulicht er den tiefen Bruch des Oberrheingraben und die Rheinniederung mit vielen historischen Flussläufen und Ortschaften zwischen Karlsruhe und Germersheim. Das Brunnenwasser strömt in dem von Tulla begradigten Flussbett über den Monolithen hinweg. Hier wird deutlich, dass alle in der Rheinniederung gelegenen Ansiedlun-

gen hochwassergefährdet waren. Sie wurden nicht nur wiederkehrend Opfer schwerer Überschwemmungen – das Hochwasser und die Erosionsprozesse, aber auch die Versuche zur Flussbegradigung mittels Durchstichen machten sogar die Verlegung und Neugründung ganzer vom Hochwasser bedrohter Siedlungen erforderlich.

Knaudenheim verschwindet

Im heutigen Naturschutzgebiet Rußheimer Altrhein–Elisabethenwört (Philippsburg–Huttenheim), wo einst die Herrschaftsgebiete des Kurfürsten von der Pfalz, des Bischofs von Speyer und des Markgrafen von Baden aneinanderstießen, ist rechts des Rheins noch eine gewaltige Rheinschlinge ablesbar. Sie ist das Ergebnis der Seitenerosion des Rheins, der sich hier immer weiter nach Osten verlagerte und so die zum Hochstift Speyer gehörige Ortschaft Knaudenheim gefährdete. Mitte des 18. Jahrhundert war der Ort mehrfach von großen Überschwemmungen betroffen, den Todesstoß versetzte ihm ein 1756 begonnener Rheindurchstich, der die Überschwemmungsgefahr für die kurpfälzischen Ortschaften Hördt und Sondernheim auf der anderen Rheinseite abwenden sollte. Solche Begradigungsversuche einzelner Flussanrainer gab es bereits vor Tulla; zumeist auf kurzfristigen Eigennutz bedacht, nahmen sie Schäden für die Nachbargemeinden billigend in Kauf. So war es auch hier: die Hochwassergefahr verlagerte sich auf die gegenüber liegende Rheinseite, sodass die Lage für den Ort Knaudenheim bedrohlich wurde. Selbst neue Dammbauten hätten nur noch Teile des Dorfes schützen können. Nachdem im Juli 1758 der Knaudenheimer Damm und einige kleinere Dämme von Nachbargemeinden gebrochen waren, und der Rhein das Dorf wochenlang vollständig überflutet und die Ernte vernichtet hatte, bewilligte der Speyrer Kardinalfürstbischof Franz Christoph von Hutten als Landesherr die Umsiedlung der Bewohner. Er stellte dazu Siedlungsflächen auf dem Hochufer, Weideflächen und auch Geldmittel zur Verfügung. An der Stelle des aufgegebenen Dorfes, die durch Flussverlagerungen zwischenzeitlich – von um 1800 bis zur Rheinregulierung – sogar links des Rheins zu liegen kam, errichtete die Gemeinde 100 Jahre später „dem Andenken des edlen Fürsten u: ihrer Vorfahren“ einen Obelisken aus rotem Sandstein (Abb. 5).

„Nach möglicher Regularität“

Die Neugründung bescherte dem fürstbischöflichen Gönner, der sich außerdem beim Ausbau seiner Residenz Bruchsal verwirklichte, auch die Gelegenheit, eine kleine Planstadt zu gründen. Neu-Knaudenheim wurde dann auch schnellstens auf



seinen Wunsch „nach möglicher Regularität“, symmetrisch und auf dem T-förmigem Grundriss angelegt. Zur Verlosung der Hausplätze in seiner neuen Siedlung reiste er persönlich an. Auch hier wurde von der Gemeinde zur ersten Säkularfeier der Dorfverlegung am 17. August 1857 ein Obelisk errichtet.“ (Abb. 6) Nicht nur die Menschenfreundlichkeit des Landesfürsten von Hutten, sondern auch die Herkunft des Ortsnamens ist dadurch seither an prominenter Stelle im Ort, dem Schnittpunkt der Straßen bei Kirche und Rathaus inschriftlich präsent: „Der wohlthätige Fürst schenkte der bedrängten Gemeinde den Plan zur Erbauung des jetzigen Wohnortes und nannte ihn Huttenheim.“
Auch moderne Kleindenkmäler erinnern heute in Huttenheim an die latente Hochwassergefahr und



den speziellen Lebensraum am Wasser. An den modernen Stahlblechskulpturen eines Anglers und eines Netzfischers im Boot sind Hochwassermarken angebracht, die ehemalige Hochwasserstände des Rheins und die Oberkante der Dammkrone des Hochwasserdamms beim Huttenheimer Bootshaus vergegenwärtigen (Abb. 3). Die beiden aus heimat- und ortsgeschichtlichen Gründen bedeutsamen Obelisken transportieren mehr als die Erinnerung an die zum Zeitpunkt ihrer Errichtung bereits 100 Jahre zurückliegenden konkreten historischen Ereignisse. Sie dokumentieren anschaulich, wie nachfolgende Generationen ihre Geschichte tradierten und sich in die Reihe ihrer Vorfahren stellten. Eine Absicht, die wiederum 160 Jahre später auch den Figuren von Fischer und Angler zugrunde liegt.

3 Die Stahlblechfiguren von 2015 in Huttenheim (Landkreis Karlsruhe) verweisen auf die Hochwassergefahr und den historischen Wandel des Fischens vom Erwerbszweig zum Freizeitvergnügen.

4 Der Rheinbrunnen in Leopoldshafen im Landkreis Karlsruhe ist zugleich ein Denkmal der Rheinbegradigung.



5 Denkmal der Dankbarkeit im Zentrum der neuen Plansiedlung (Philippsburg-Huttenheim, Landkreis Karlsruhe).

6 Am Rußheimer Altrhein in Philippsburg-Huttenheim (Landkreis Karlsruhe) erinnert ein Obelisk an das untergegangene Dorf Knaudenheim.



7 Wuchtiges Andenken an einen fürstlichen Baustellenbesuch von 1788 inmitten des Naturschutzgebiets Elisabethenwört (Philippsburg-Huttenheim, Landkreis Karlsruhe).

8 Schlichte Erinnerung an ein aufgegebenes Dorf in „Alt-Dettenheim“ (Landkreis Karlsruhe).

Ceylon lag einmal im Rhein

Aufgrund der durch den Rheindurchschnitt Mitte des 18. Jahrhunderts geänderten Strömungsverhältnisse entwickelte sich vor Germersheim eine neue, „Ceylon“ genannte Rheininsel. Obwohl sie auch 20 Jahre später lediglich bei Niedrigwasser in Erscheinung trat, wurde sie von der Kurpfalz als militärische Bedrohung der Festungsstadt Germersheim angesehen, da ein seichter Grenzfluss kein ausreichendes Hindernis bot. Die Insel sollte daher ab 1787 von Speyer und der Kurpfalz beseitigt werden. Dazu war vorgesehen, das Eiland zu durchtrennen und den Rhein seitlich davon aufzuschütten, um so einen neuen, schiffahrtstfähigen Flusslauf zu erhalten. Am 12. Juli 1788 besichtigte Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz (1724–1799) die Baumaßnahmen und legte höchselbst Hand an:

„Ihro Churf. Dl. führten höchsteigenhändig mit einer silbernen Schippe Kiessteine in die (Senk-) Wurst, [...] legten dann das Band darum, worauf mit goldenen Buchstaben die Devise zu lesen war:

Zum Schutze meiner Stadt Germersheim Carl Theodor den 12. Juli 1788“ (zitiert nach Musall 1978) Das Altwasser des ehemals links der Insel verlaufende Rheinarms und die Spuren dieser letztlich aus geologischen und politischen Gründen gescheiterten Beseitigungsmaßnahme sind heute noch auszumachen. Aus dem sonst flachen Schwemmland ragt im Norden des Elisabethenwört noch der damals unter dem in kurfürstlich-pfälzischen Diensten stehenden Ingenieurs Johann Andreas von Traitteur (1752–1825) errichtete Damm heraus. Obenauf wurde ein wuchtiges Denkmal errichtet, das wie auch der Gewannname „Kurfürstenbau“ an den Besuch Karl Theodors erinnert (Abb. 7). Sicherlich sollten die in der Bosse belassenen Flächen des würfelförmigen und von einem Zeltdach bekrönten Monuments ursprünglich als Relief mit Inschriften weiter ausgearbeitet werden, was jedoch unterblieb.

Heute dient das vier Quadratkilometer große, von der Landesgrenze zwischen Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz durchschnittene Naturschutzgebiet Elisabethenwört als einer von 13 Rückhalteräumen dem Hochwasserschutz am Oberrhein im Rahmen des „Integrierten Rheinprogramms“, mit dem langfristig ein stabiler Hochwasserschutz auch an Mittel- und Niederrhein gesichert werden soll.

Fachwerkhäuser ziehen um

Weiter südlich trifft man in den heute eher spärlich besiedelten Rheinauen auf Liedolsheimer Gemarckung überraschend auf ein stattliches, unverkennbar historisches Gebäude mit Fachwerkobergeschoss und Krüppelwalmdach. Nur noch dieses 1711 erstmals erwähnte ehemalige Gasthaus „Löwen“ und ein 1938 gestifteter Gedenkstein (Abb. 8) erinnern an das 1813 von seinen Bewohnern verlassene Fischerdorf Dettenheim, heute Ortsteil Alt-Dettenheim. Beim Blick auf die Landkarte mag erstaunen, warum an einer so gefährdeten Stelle unweit des Rheins eine Siedlung mit annähernd 150 Gebäuden samt Kirche, Rathaus und Schule entstehen konnte. Doch damals floss der Rhein noch in einem weiten Bogen um Dettenheim herum und die noch mit dem Strom verbundenen Altrheinarme boten den Bewohnern als gute Fischgründe ein Auskommen. Das kurpfälzische Dorf war gegen den Rhein und auch gegen die badischen Nachbargemeinden Linkenheim und Hochstetten eingedämmt. Allerdings erwies sich gerade diese Einkesselung durch Dämme als ungünstig, zumal das Wasser nach einer Überflutung nur langsam abfließen konnte. So hatte Dettenheim vielfach mit Überschwemmungen zu kämpfen, sei es, weil kriegsbedingt Dämme reparaturbedürftig geblieben waren und brachen, oder

die Nachbargemeinden ihre Entwässerungsgräben zu früh öffneten. Wie zuvor schon für Knaudenheim war der zwischen 1756 und 1763 zur Rettung der kurpfälzischen Orte Hördt und Sondernheim angelegte Rheindurchschnitt für den Untergang und Exodus von Dettenheim ausschlaggebend. Mit der Beschädigung des Flussufers ging nicht nur die Gefahr von Überflutungen einher, auch lag jetzt ein Großteil der besten landwirtschaftlichen Nutzflächen jenseits des Rheins. Als mit dem Frieden von Luneville 1801 diese linksrheinischen Gebiete französisch wurden, war die Ernte von diesen Feldern nunmehr zollpflichtig, und auch die Fischerei erwies sich wegen der französischen Ansprüche nicht mehr als lukrativ. Zur Hochwassergefahr kamen nun auch wirtschaftliche Gründe, die eine Umsiedlung unumgänglich machten. Die mittlerweile badische Gemeinde wählte als neuen Siedlungsort das ehemals fürstbischöflich-speyerische Mustergut Altenbürg, das ebenfalls Baden zugeschlagen worden war. Hier konnten die vorhandenen Schlossgebäude der Domäne als Kirche, Schule, Pfarrhaus und Rathaus übernommen werden. Im Lauf des Jahres 1813 verließen etwa 500 Bewohner Dettenheim, 70 Wohnhäuser in Fachwerkbauweise und 52 Scheunen wurden zerlegt, durch Fuhrfronen der umliegenden Ämter transportiert und am neuen Wohnort wiedererrichtet, der aus Dankbarkeit für den Landesherrn Karl Ludwig Friedrich von Baden (1786–1818) in „Karlsdorf“ umbenannt wurde. In einzelnen Wohnhäusern in Karlsdorf-Neuthardt haben sich noch Teile dieser aus Dettenheim translozierten Gebäude erhalten (Abb. 9). 14 von den im alten Ort Dettenheim verbliebenen Wohnhäusern und das Gasthaus wurden damals von Familien aus der Ortschaft Graben bezogen. Doch den widrigen Lebensumständen war auf Dauer schlicht nicht zu trotzen und alle, bis auf den neuen Besitzer des ein-



gangs erwähnten „Löwen“, kehrten bis 1818 nach Graben zurück, wobei sie ihre neu erworbenen Häuser mitnahmen.

9 Holzbauteile dieses 1813 von Dettenheim nach Karlsdorf translozierten Wohnhauses stammen von 1784.

Landesvater ehrt Bienenvater

Ein weiterer stattlicher Obelisk aus rotem Sandstein steht direkt an der stark befahrenen Verbindungsstraße zwischen Leopoldshafen und Linkenheim im Landkreis Karlsruhe (Abb. 10). Unmittelbar am Gestadebruch gelegen, markiert er das Ende eines in Richtung Rhein verlaufenden Hochwasserdamms und wurde 1775 für den Linkenheimer Bürger Georg Adam Lang (1734–1774) zum Dank für die Trockenlegung und Urbarmachung des hinter dem Denkmal liegenden Geländes errichtet. Dem Stifter, Markgraf Karl Friedrich von Baden (1728–1811) war daran gelegen, den Wohlstand seiner Untertanen in der jüngst wiedervereinigten Markgrafschaft zu mehren. Da Wirtschaftsförderung damals Landwirtschaftsförderung bedeutete, galt es, die landwirtschaftlichen Nutzflächen zu vergrößern und die Bodenerträge zu steigern. Im Fall der Rheinniederungen waren

Glossar

Hochgestade

Geländekante zwischen Niederterrasse und Flussau, die bis zu 8 Meter Höhendifferenz aufweist. Im Karlsruher Raum wird der Begriff häufig für das höher gelegene Gebiet der Niederterrasse verwendet.

Integriertes Rheinprogramm (IRP)

1982 von Baden-Württemberg am Oberrhein initiiertes Hochwasservorsorgeprojekt. Ziel ist es, durch Rückhalteräume, deren ursprünglich vorherrschende Vegetation wiederherzustellen ist, einen Hochwasserschutz wie vor dem Ausbau des Oberrheins zu erlangen.



10 Hinter dem Bienenvaterdenkmal zwischen Leopoldshafen und Linkenheim (Landkreis Karlsruhe) verläuft der Hochwasserdamm in Richtung Rhein.



11 Heute allein auf weitem Feld: Der „Kirchenstein“ markiert den geplanten neuen Ortskern von Philippsburg (Landkreis Karlsruhe)

hierfür zunächst die von Altrheinarmen durchzogenen Unterholzflächen zu entwässern. Die Bevölkerung unterstützte dieses Vorhaben höchst widerwillig, da damit nicht nur unentgeltliche Weideflächen verloren gingen, sondern auch, weil mit Dammarbeiten damals auch Frondienste verbunden waren. Bestens vertraut mit den örtlichen Gegebenheiten stellte der Landwirt Lang 1773 Überlegungen an, das Schwemmland auszutrocknen und es zusätzlich dauerhaft durch einen neuen Querdeich vom Hochgestade bis zum damaligen Rheinlauf zu schützen, um es anschließend in Wiesen und Ackerland zu verwandeln. Die Vermessungsarbeiten begannen noch im selben Jahr und jeder Bürger konnte Parzellen vom fruchtbaren „Neuland“ erwerben, das für die ersten sechs Jahre abgabenbefreit war. Auch in der Bienenzucht, einem weiteren Fachgebiet, das sich in das merkantilistische Streben des Landesvaters fügte, hatte sich Lang Kenntnisse erworben. Damals noch weit von effizienter und schonender Haltung entfernt, waren Bienen nicht etwa wegen ihrer Bestäubungsleistung für das neugewonnene Land hinter dem Damm interessant, sondern aufgrund ihrer gewinnbringenden Produkte Wachs und Honig. Den ortsgeschichtlich wichtigen Obelisk ließ der aufgeklärte Landesvater an der Stelle des besten Ausblicks über das neu gewonnene Dammfeld errichten und es ist unverkennbar, dass er damit nicht nur dem „Bienenvater“, sondern auch sich selbst ein Denkmal setzte.

Das schlimmste Übel: Krieg

Auch für die Festungsstadt Philippsburg war einmal eine Umsiedlung geplant. Keine 14 Tage nach der Zerstörung Philippsburgs 1799 durch franzö-

sische Revolutionstruppen, ordnete der letzte Fürstbischof von Speyer Philipp Franz Wilderich Nepomuk Graf von Walderdorff (1739–1810) am 24. September 1799 ihren Wiederaufbau an, der nun auf dem sicheren Hochgestade (Niederterrasse) liegen sollte. Doch über die Vermessung des Geländes kam das Projekt nicht hinaus. Es scheiterte nicht nur an den umzugsunwilligen Bewohnern, sondern auch am Vertrag von Luneville, mit dem Philippsburg am 9. Februar 1801 wieder französisch wurde. Dennoch „sorgte“ der Fürstbischof durch Bauvorschriften und Anordnungen bis zu seiner Entmachtung 1802 weiter für den Wiederaufbau. Heute erinnert der 40 cm hohe sogenannte Kirchenstein allein auf weiter Flur an die Stelle des einst projektierten neuen Stadtzentrums und damit auf eine heimatgeschichtlich bedeutsame Phase der Philippsburger Geschichte (Abb. 11).

Der Beitrag zeigt anhand von den im Kleindenkmalprojekt Baden-Württemberg amtlich und ehrenamtlich erfassten Kleindenkmalen, wie diese faszinierenden Monumente lebhaft Auskunft über die Geschichte einer historischen Kulturlandschaft geben. Dieser erste Teil stellte dar, welche dramatischen Auswirkung der noch weitgehend ungebändigte Rhein auf die Eigentums- und Territorialgeschichte hatte. Im kommenden Heft schildert ein zweiter Teil wie Kleindenkmale an Ober- und Hochrhein die Veränderungen der Lebensumstände am „rectifizierten“ Rheinstrom bezeugen.

Literatur

Fritz Mack: Georg Adam Lang (1734–1774) – ein verdienstvoller Bürger Linkenheims, in: Anno Dazumal 3, 1999, S. 6–21.

Fritz Mack: Georg Adam Lang (1734–1774) – der Bienenvater, in: Anno Dazumal 3, 1999, S. 26–45.

Heinz Musall: Zur historisch-geographischen Entwicklung der Rheinniederung bei Rußheim, in: Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe (Hrsg.): Der Rußheimer Altrhein. Eine nordbadische Auenlandschaft. (= Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 10) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe 1978.
Rüdiger Stenzel: Geschichte von Linkenheim, Linkenheim 1969.

Dr. Isolde Dautel

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Niederterrasse

Gelände oberhalb der Rheinniederung (Rheinaue).

Rectification

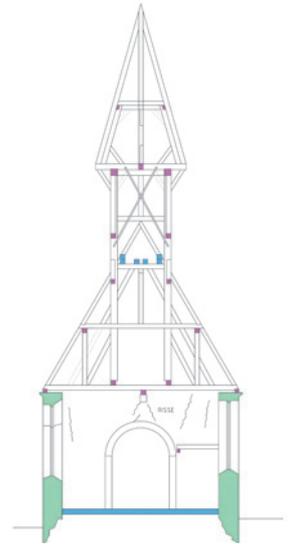
Begradigung. Seit 1817 im Bau befindliche und 1876 vollendete Rheinkorrektur nach dem Plan von Johann Gottfried Tulla (1770–1828).

Senk-Wurst

Langes walzenförmig zusammengeschnürtes Bündel aus Weidenruten, mit dem Flussufer befestigt wurden. Zu deren Gewinnung dienten große Teile der Auwälder als Kopfweidenplantagen.

„Etwas aus den Fugen“ Schadensanalyse und Dokumentation der Evangelischen Kirche in Knittlingen- Hohenklingen

In dem kleinen, etwas abseits gelegenen Weiler Hohenklingen, unweit von Maulbronn, liegt an markanter Stelle die Kirche ohne Namen. Die einfache Saalkirche mit eingezogenem Chor fällt auf den ersten Blick durch einen großen Dachreiter auf. Eine genauere Untersuchung zeigt, dass das Dachwerkenssemble von 1476 (dendrochronologisch datiert) fast vollständig erhalten und in bemerkenswert gutem Zustand ist. Das Dachtragwerk spiegelt in seiner Konstruktion das Repertoire der Zimmerleute des ausgehenden 15. Jahrhunderts gut wider. Risse im Kirchenschiff und Chor verunsicherten die Kirchengemeinde und Besucher und erforderten eine intensive Auseinandersetzung mit dem Bauwerk. Für das Jahr 2021 stehen eine statische Sicherungsmaßnahme des Mauerwerks und die Ertüchtigung des Dachwerkes an.



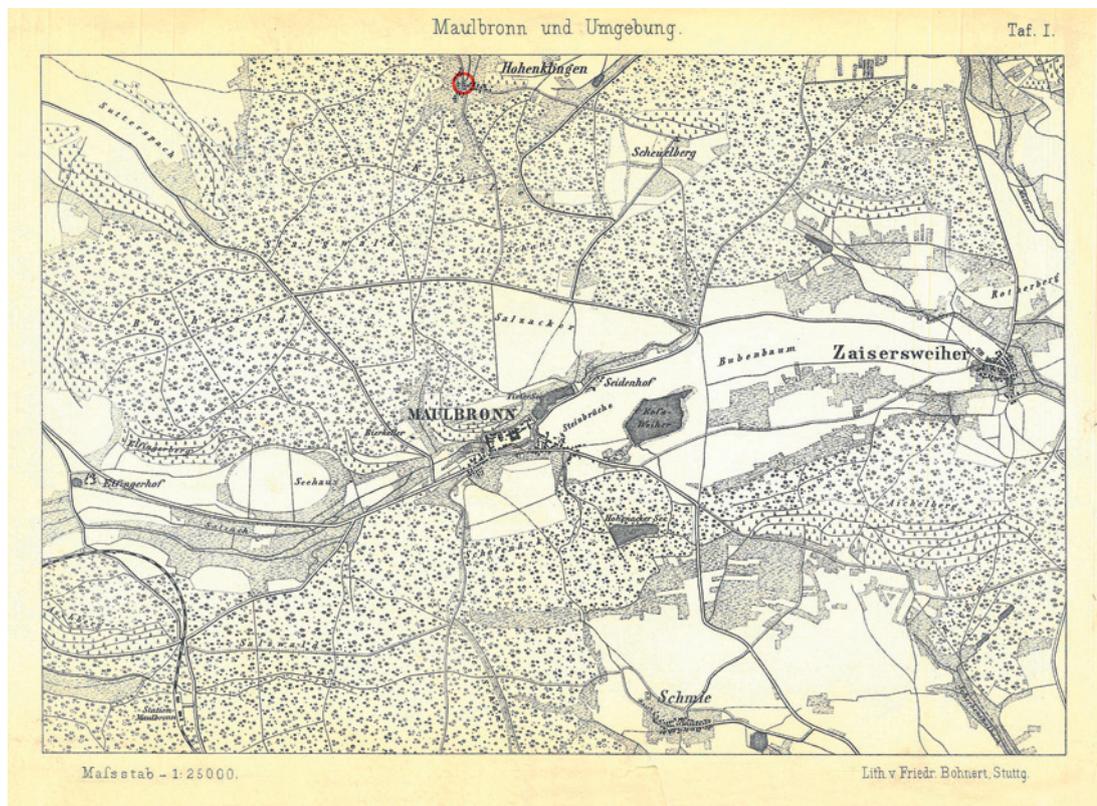
David Grüner/Andreas Stiene

Beschreibung und Baugeschichte

Der Ort Hohenklingen wurde erstmals 1312 urkundlich erwähnt. In dieser Zeit erwarb das Kloster Maulbronn das Dorf und die Kapelle (Abb. 1). Als 1504 infolge des Landshuter Erbfolgekrieges der Ort Hohenklingen in Flammen aufging, überstand die Kirche dies offensichtlich unbeschadet. Die Mauerwerksstärken und das Mauergefüge der Kirche deuten darauf hin, dass es sich bei dem

Chor um den ältesten Bauabschnitt des Gebäudes handelt. 1476 wurde diese Kapelle umgebaut bzw. erweitert und erhielt einen neuen Dachstuhl. Etwas versetzt zu dessen Mittelachse wurde das Langhaus angebaut.

Der fast quadratische, früher mit einem Kreuzrippengewölbe versehene, jetzt flachgedeckte Chor misst in seinen Außenkonturen ungefähr 5 x 5 m. Das Langhaus mit circa 7 x 10 m schließt mit den Wänden stumpf an den Chor an (Abb. 2). An die



1 Das Dorf Hohenklingen unweit des Klosters Maulbronn.



2 Ansicht von Süd.

3 Blick in das Langhaus mit der südlichen Empore und der das Dachtragwerk unterstützenden Säule.

Nordseite wurde vor etwa 100 Jahren eine Sakristei angebaut. Das Außenmauerwerk war, nach Befunden einer restauratorischen Untersuchung, ursprünglich lediglich geschlämmt oder gekalkt, heute zeigt sich der Bau verputzt.

Der Kircheninnenraum des Langhauses ist mit einer Empore auf der südlichen Längs- und der Westseite unterteilt. Über dem Langhaus und Chor wurde nach 1476 (dendrochronologisch datiert) ein konstruktiv einheitliches Dachwerk aus Eichenholz errichtet. Aus dieser Zeit stammen auch der Dachreiter und der im Kirchenraum sichtbare Unterzug sowie die lange, achteckige, auf einen Steinsockel gestellte Stütze mit Kopfstreben (Abb. 3). Die außen verbretterten Giebelwände der West- und Ostseite bestehen ebenfalls aus eichnem Fachwerk. Die Westseite weist teilweise noch die bauzeitliche mit Lehmstakungen ausgefüllten Fachwerkfelder auf.

Das Langhaus hat heute eine Bretterdecke, auf die unterseitig ein Putzträger und Verputz angebracht sind. Befunde weisen darauf hin, dass die Bretter aber ursprünglich sichtbar und farbig gefasst waren.

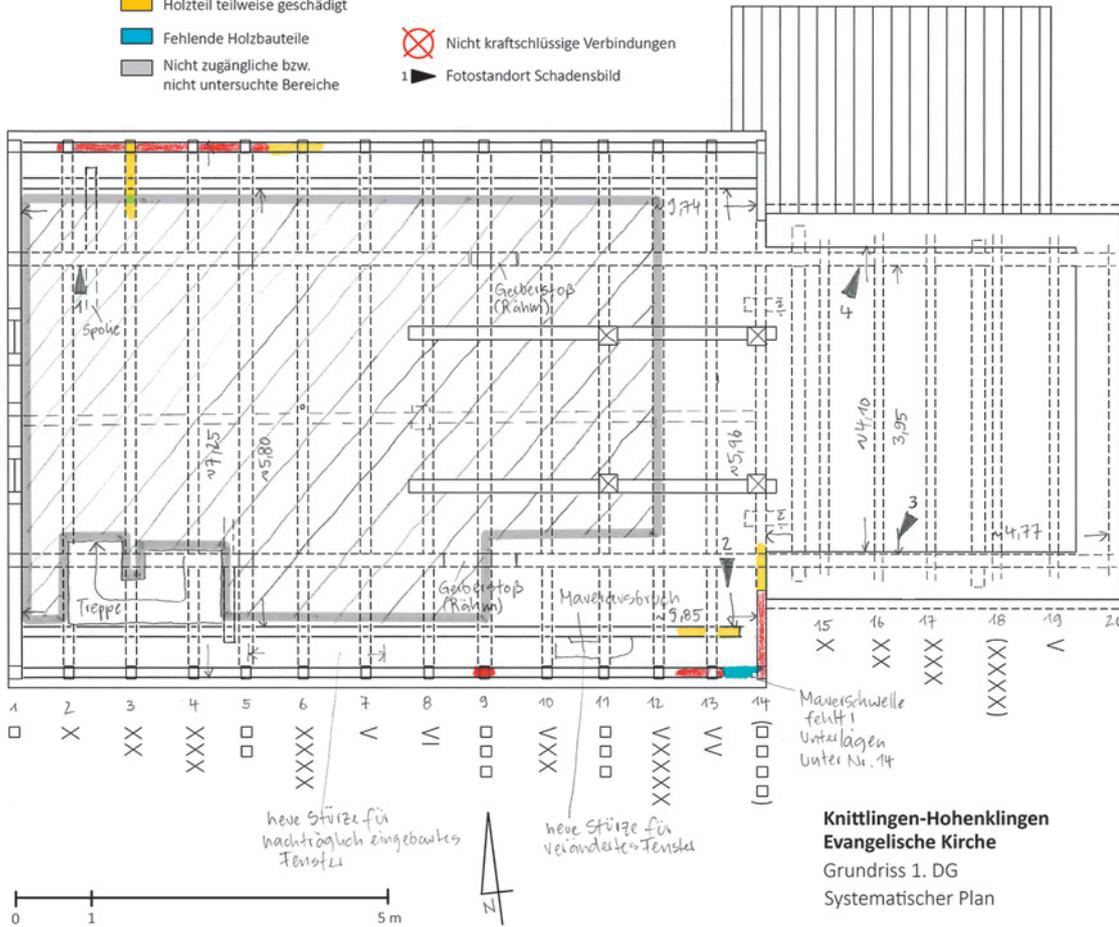
Als nennenswerte Umbau- und Reparaturmaßnahme ist lediglich die anstelle des Kreuzgratgewölbe eingebaute Flachdecke mit Balkenlage im Chor nach 1741 (dendrochronologisch datiert) zu nennen. Dazu passt die Erlaubnis des württembergischen Herzogs für eine Kollekte 1745 „zur Reparation der schadhaften Filialkirche in Hohenklingen ...“. Erwähnenswert ist noch eine umfassende Sanierungsmaßnahme von 1921 mit dem Neubau der Sakristei, der Erweiterung der Empore auf der Westseite und der Neugestaltung sämtlicher Werksteinoberflächen der Kirche mit einem floralem Scharrierungsmuster.

Die Maßnahmen der letzten Jahre

Wichtige Veränderungen, die auch für den aktuellen Anlass einer genaueren Schadensanalyse ausschlaggebend sind, beginnen in den 1960er Jahren, als im Dachreiter ein neuer Glockenstuhl aus Stahl eingebaut und mit einer zweiten Glocke bestückt wurde. Als sich beim händischen Läuten ein Stein aus dem Mauerwerk löste, wurde dies zum Anlass genommen, die Kirche zu sanieren. Dabei wurden bereits vorhandene Risse an der Chorbauwand und im Langhaus geschlossen. In einer weiteren Sanierungsmaßnahme wurden 1990 die Südseite und die Sakristei mit einer Drainage versehen. 1999 gab die Kirchengemeinde eine vereinfachte Bauaufnahme und eine Bauforschung in Auftrag, um Grundlagen für eine umfassendere Sanierung zu haben. Eine restauratorische Untersuchung zu historischen Farbfassungen ergänzte diese Bauforschung. Daran schloss sich im Jahr 2000 die Sanierung des Kircheninnenraumes an. Nachdem besonders das wieder aufgetretene Rissbild am Chorbogen 2013 Kirchenbesuchern Anlass zur Sorge gab, kam es zu einer erneuten Schadensbegutachtung der Kirche. Daraus entwickelte Sanierungsvorschläge beinhalteten eine umfassende Vernadelung des Mauerwerks der äußeren Traufwände und der inneren Chorbauwand. 2019 beauftragte die Kirchengemeinde eine weitere restauratorische Untersuchung des Innenraumes. Dabei stellte sich heraus, dass das Rissbild in den darunterliegenden Putzschichten bereits schon lange vorhanden war. Inwieweit sich das Rissbild verändert hatte, konnte nicht festgestellt werden. Die Diskussionen über den vorgefundenen Zustand der Rissbilder an der West- und Unterseite des Chorbogens sowie kleinerer Risse am nordwestlichen Eckbereich innen auf Höhe der Empore führten schließlich dazu, sich intensiver mit möglichen Ursachen zu beschäftigen. Um Auswirkungen aus dem Dachwerk auf das Mauerwerk in Zukunft ausschließen zu können, bot das Referat Bauforschung und Baudokumentation deshalb an, eine Schadensuntersuchung des Dachwerkes zu er-

- Holzteil massiv geschädigt
- Holzteil teilweise geschädigt
- Fehlende Holzbauteile
- Nicht zugängliche bzw. nicht untersuchte Bereiche

- Nicht kraftschlüssige Verbindungen
- Fotostandort Schadensbild



Verwendete Abkürzungen

- AZ Abbundziffer /-zeichen
- EK Eisenklammer
- HN Holz nagel
- HNL Holz nagelloch
- KB Kehlbalken
- KOB Kopfband
- NH Nadelholz
- RS Rückseite
- ST Ständer
- WK Waldkante
- WS Wasserschaden
- ZL Zapfenloch

Hinweise

Alle Holzbauteile sind aus Eiche, Ausnahmen mit Nadelholz sind angegeben

Die Maße der Holzquerschnitte sind in Breite/Höhe angegeben. Alle anderen Maße zuerst mit der ansichtigen Seite.

Alle Deckenbalken des Langhauses sind mit beiden Mauerlatten überkämmt. Die unteren Kehlbalken des Langhauses sind lediglich an den Hauptgebinden Nr. 1, 5, 9, 11 und 14 überkämmt.

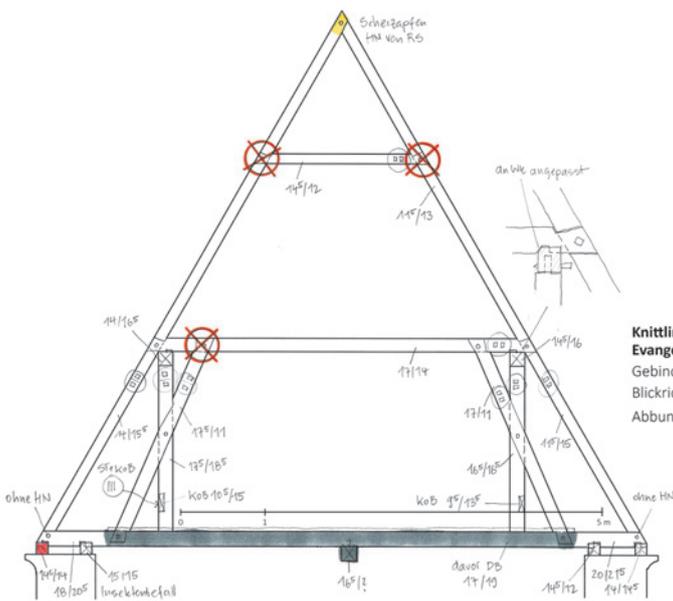
**Knittlingen-Hohenklingen
Evangelische Kirche**
Grundriss 1. DG
Systematischer Plan

4 Systemgrundriss mit Schadensbildern. Plan: Landesamt für Denkmalpflege.

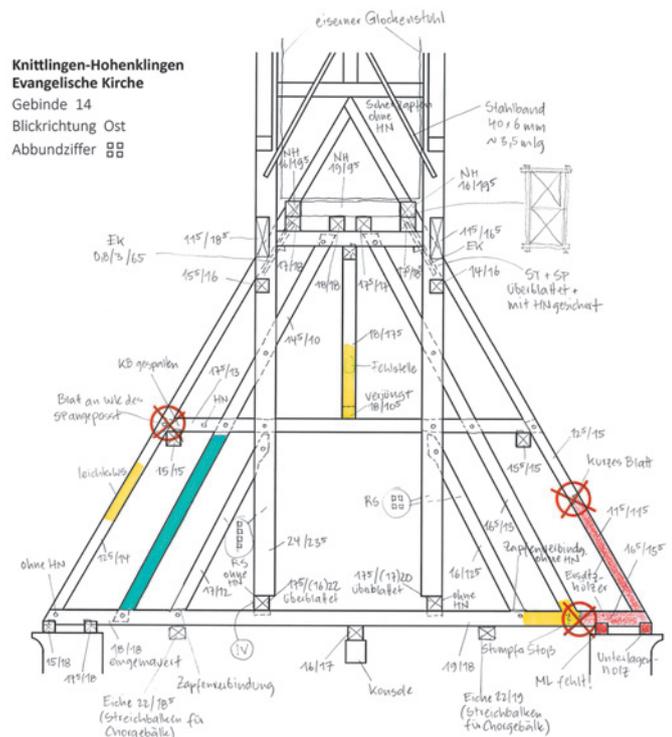
stellen. Diese wurde nach dem neuen „Leitfaden zu Dokumentationen im Konstruktiven Holzbau des Landesamtes für Denkmalpflege“ von 2020 erarbeitet (Abb. 4). Für die Schadenserfassung des Dachwerkes in der „Kartierungsstufe A“ wurde zuerst eine Reinigung im Traufbereich innen durchgeführt und die wichtigsten historischen Befunde zusammengetragen.

Anschließend konnten der Dachraum, Befunddetails der Konstruktion und relevante Schadensbilder fotografisch dokumentiert werden. Anhand vorhandener Planunterlagen von 1969 und 1999 in der Genauigkeitsstufe I (nach den Empfehlungen für Bauaufnahmen) sind systematische Pläne von Grundriss, Querschnitten und Längsschnitten erstellt worden (Abb. 5).

5 Systemquerschnitte mit Schadensbildern von Langhaus und Dachreiter. Plan: Landesamt für Denkmalpflege. (Legende s. Abb. 4)



**Knittlingen-Hohenklingen
Evangelische Kirche**
Gebinde 5
Blickrichtung Ost
Abbundziffer □□



**Knittlingen-Hohenklingen
Evangelische Kirche**
Gebinde 14
Blickrichtung Ost
Abbundziffer □□

Bauhistorische Beschreibung des Daches 1476

Der Kirchenbau ist mit einer einheitlichen Satteldachfläche über Chor und Langhaus bedeckt. Die Firstlinie wird durch den im Übergang zum Chor errichteten Dachreiter unterbrochen. Letzterer ist bekrönt durch ein steiles oktagonales Helmdachwerk. Eine im Jahr 1999 durchgeführte dendrochronologische Untersuchung erbrachte für die komplett aus Eichenholz bestehenden Dachwerksbereiche ein einheitliches Fälldatum 1476 (dendrochronologisch datiert). Das Dachwerkensemble spiegelt mit den abgebundenen Konstruktionen das Repertoire der Zimmerleute im ausgehenden 15. Jahrhundert in bemerkenswert gut erhaltenen Zustand wider. Langhaus- und Chordachwerk sind mit stehenden Stühlen, die Helmkonstruktion des Dachreiters mit radial angeordneten abgesprengten Querbänden ausgestattet. Bei dem Langhausdachwerk handelt es sich um ein quer gebundenes Sparrendach mit stehendem Stuhl (Abb. 6). Während sich hier ein zweifach stehender Stuhl mit zwei Kehlbalkenlagen befindet, besitzt der Chor einen einfach stehenden Stuhl mit einer Kehlbalkenlage. Sämtliche Kehlbalken, Steig-, Kopf- und Fußbänder weisen Verblattungen auf. Lediglich im Turmhelm sind einige Verbindungen verzapft ausgeführt.

Die Rähme des Längsverbandes im Langhaus bilden auch die Auflager (Schwellhölzer) für das höher gesetzte Chordachwerk. Dieser Übergang zeigt eine interessante zimmermannstechnische Lösung des Problems um die asymmetrische Lage von Chor und Langhaus mit gleicher Neigung im wahrsten Sinne des Wortes unter „ein Dach zu bekommen“. Während das südliche Rähm in seiner Flucht durch die Aufmauerung der Chorwand aufgelegt werden konnte, musste das freischwebende nördliche Rähm durch zwei Querbalken unterstützt werden. Die fünf Gebinde des Chor-

7 Blick auf den Traufbereich des Dachreiters.



dachwerkes werden durch einen mittigen stehenden Stuhl unterstützt. Die Decken- und Kehlbalcken sind an die Sparren angeblattet.

Der Dachreiter ist auf der Ostseite in die Konstruktion des Langhauses eingebunden. Die Lastabtragung dieses hochaufragenden Holzgerüsts wird im Wesentlichen durch zwei Systeme übernommen. Im Osten entlasten die beiden Ständer direkt über der Chorbogenwand. Die Lasten der Westseite werden über zwei Längsschwellen auf die Gebinde 8 bis 14 verteilt. Die am Gebinde 8 unterhalb der Deckenbalken angeordnete achteckig ausgeführte hölzerne Stütze im Kircheninnenraum nimmt über ein Sattelholz und Kopfstreben die Lasten mittels eines Längsunterzuges auf.

Aufgrund der quadratischen Grundrissfläche des Dachreiters und der daran anschließenden achteckigen Turmdachkonstruktion, ragen die Dachbalken des Turmdaches über den Grundriss hinaus und werden deshalb von Kopfstreben auf der Außenseite unterstützt (Abb. 7). Die Konstruktion besteht im ersten Dachgeschoss aus insgesamt zwei Hauptbinderebenen und zwei Nebenbindern, die radial um den Mittelpunkt angeordnet sind. Im zweiten Dachgeschoss befindet sich ein mittig stehender achteckiger Firststiel, welcher die Grat sparren aufnimmt. Die ursprüngliche Funktion des Dachreiters als Glockenturm lässt sich auch am Befund einer Schleifspur des Glockenseiles an einem Querriegel des Turmunterbaues nachvollziehen. Das nahezu vollständig erhaltene Dachwerk der Kirche ist durch die verwendeten Abbundziffern gut zu erfassen. Alle Hölzer der Gebinde sind, von Westen beginnend, gekennzeichnet. Die Voll- und Leergebinde wurden separat durchnummeriert. Daneben wurde die Abfolge an der südlichen Traufe auf der Oberseite der Mauerhölzer markiert. Die Hölzer des Querbundes der Nordseite wurden zusätzlich mit Strichen markiert (Abb. 8).

8 Abbundzeichensystem an Hölzern des Langhauses.



Die Dachdeckung von Schiff, Chor und Dachreiter besteht aus einer neueren, doppelten Flachziegeldeckung mit Segmentschnitt. In den Traufbereichen des Schiffes wurden Flachziegel älterer Deckungen gefunden.

Ergebnisse der Befund- und Schadensuntersuchung im Dachwerk

Fundstücke: Die Traufbereiche waren vorwiegend mit Spreu und Häcksel verfüllt. Dies gilt auch für die Balkenfelder, die mit einem Lehmstrich auf der

Bretterlage der Flachdecke und darauf mit Spreu gefüllt sind.

Im Traufbereich des Langhauses sind eine Vielzahl von handgestrichenen Flachziegeln unterschiedlicher Zeitstellung von Vorgängerdachdeckungen gefunden worden. Vermutlich handelt es sich bei den Flachziegeln mit einem Rund- bzw. Korbbogenschnitt um die älteste Deckung. Ein Vergleich mit der älteren Flachziegeldeckung des Klosters Maulbronn zeigt Gemeinsamkeiten in Größe, Form und Ausgestaltung. Es ist deshalb möglich, dass es die Ziegler des Klosters waren, die die Ziegel zur Verfügung stellten (Abb. 9). Zahlreiche Holzschindeln deuten darauf hin, dass das Dach zeitweise auch aus einer einfach verlegten Flachziegeldeckung bestand, bei der zur sicheren Wasserabführung zwischen die Ziegel Schindeln verlegt werden. Ehemalige Bretter der Flachdecke mit Farbschichten sowie Putzreste, Mauerziegelbruchstücke und Hinterlassenschaften der Bauarbeiter aus den letzten Jahrzehnten ergänzen die Befundlage.

Schadensbilder: Die gravierendsten Schäden im Traufbereich des Langhauses finden sich an den Mauerswellen der Nordwestecke und im südöstlichen Eckbereich am Übergang zum Chor. Im Langhaus sind 20 von 156 Verbindungen (Sparrendreiecke, Längsverband und schräge Hölzer des Dachreiters) nicht mehr kraftschlüssig. Das eichene Holzwerk ist insgesamt aber sehr gut verarbeitet, ausreichend dimensioniert und zeigt keine auffallenden Verformungen. Im gesamten Dachwerk wurde kein Hausschwammbefall festgestellt und auch Insektenbefall nur partiell gefunden.

Der Schadensschwerpunkt des Chordachstuhles liegt in den nicht kraftschlüssigen Verbindungen der Balkenlage mit den Sparren (Abb. 10). Insgesamt sind 12 von 25 Verbindungen betroffen. Da die Blattverbindungen bis zu sieben Zentimeter



9 Befunde von Flachziegeln unterschiedlicher Zeitstellung.



10 Stark verschobene, nicht kraftschlüssige Blattverbinding.

auseinandergelassen sind, stützen sich die Sparrenenden nun direkt auf die Mauerkrone des Chores. Dieser Umstand muss dringend dadurch behoben werden, dass die Blattverbindungen wieder kraftschlüssig zusammengeführt und gesichert sowie die Sparrenenden etwas gekürzt werden. Ursache für den Schadensschwerpunkt dürften die Aufzugsgewichte der Turmuhr sein. Die heutzutage nur noch selten anzutreffende händische Bedienung und Wartung der Turmuhr wird in Hohenklingen seit Generationen täglich von ortsansässigen Familien durchgeführt. Dazu werden die drei 20 kg schweren Gewichte für Stunden- und Zwischenschlag für die Dauer von circa 24 Stunden aufgezogen.

Die Konstruktion des Dachreiters ist ohne augenscheinliche Schäden. Einzig die ausgebauten Kopfstreben unterhalb der Traufbalkenlage sind zu erwähnen, die aber wieder ersetzt werden könnten. Als eine mögliche Schadensursache für die Rissbildungen im Kircheninnenraum war angenommen worden, dass die Erweiterung des Geläuts sowie das Schwingen beider Glocken die Ursache dafür sein könnten. Bei einer Schwingungsbeobachtung während des Glockenläutens am 24.06.2020 wurde beim Schwingen der unteren Glocke – die obere Glocke war schon länger vom Läutemotor abgehängt worden – eine Bewegung von circa vier Millimeter am oberen Rand des Glockenstuhles gemessen. Der eiserne Glockenstuhl liegt auf zwei aufgedoppelten Balken auf, die wiederum auf den mittigen Riegeln des Dachreiters ruhen. Die Bewegungen werden über ein kleines Kippmoment dieser Balken aufgefangen. Am Dachreiter selbst ist dagegen keine Bewegung spürbar.

Um das Rissbild im Kirchenraum beobachten zu können, wurden im Juni 2020 insgesamt sieben Rissmessstellen eingerichtet und im August desselben Jahres erstmalig erneut abgelesen. Die Messstellen weichen von der Ersteinstellung nicht bzw. max. um 1/10 mm ab. Der Ableseturnus sollte in der Folge im ersten Jahr halbjährlich und

je nach Bewertung der Veränderungen einmal im Jahr und anschließend in möglicherweise längeren Abständen festgelegt werden.

Aus statischer Sicht geht es nun primär um die Behebung der Schäden im Dachwerk und die Beobachtung der Rissmessstellen. Nach aktuellem Stand sind lediglich lokale Vernadelungen im Mauerwerk, die Behebung der Schadensbilder im Traufbereich des Langhauses und die Instandsetzung des Chordachwerkes vorgesehen.

Zur Schadenskartierung nach den Dokumentationsrichtlinien im Konstruktiven Holzbau

Für eine qualifizierte Schadenserfassung braucht es die Abfolge von Reinigung, Vorbereitung der Planzeichnungen, Schadenserhebung, Fotodokumentation, Aufbereitung der Planzeichnungen und den erläuternden Text für die Dokumentation. Dabei erfordern die Vorbereitungen fast die gleiche Zeit, wie für die eigentliche Schadenserhebung oder für die Fotodokumentation bzw. die Erstellung der Planunterlagen notwendig ist. Gerade die Reinigung des Traufbereiches oder der Balkenfelder beinhaltet einen nicht zu unterschätzenden Zeitaufwand der durch das Freilegen von Bodenbelägen, das Ausräumen, das Sieben der Befunde und den Abtransport des Schutts bedingt ist. Trotz Brandschatzung 1504, den Folgen des 30-jährigen Krieges sowie der wiederholten Plünderungen des Ortes in den nachfolgenden Jahrzehnten hat diese kleine Kirche die Zeitläufe überstanden. Einzig wohl der Name der oder des Kirchenheiligen ging im 16. Jahrhundert verloren.

Quellen

Karl Klunzinger: Urkundliche Geschichte der vormaligen Cisterzienser-Abtei Maulbronn, Stuttgart/Wildbad 1854.

Evangelische Kirchengemeinde Freudenstein-Hohenklingen.

Ortsakte des Landesamtes für Denkmalpflege mit Bauaufnahme und Dendrochronologische Datierungen 1999 und 2020, Schadensbericht 2013 und Restauratorische Untersuchung 2019

David Grüner
Freier Bauforscher
Stiftsstraße 17
87452 Altusried/Krugzell

Andreas Stiene
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Glossar

Firststiel

Zentrales senkrechtes Holz im oberen Bereich des Turmes

Lehmstakung

Holzgeflecht mit Lehmbewurf

Querbund

Tragende Konstruktion in Querrichtung des Daches

Rähm

Längsholz des Dachwerkes in Firstichtung

Ziemlich beste Freunde

50 Jahre Städtebauförderung und Denkmalschutz

Dass die Einführung des Städtebauförderungs- und des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes in die Jahre 1971 bzw. 1972 fallen, ist kein Zufall. Die prekäre Lage in historischen Quartieren und die Sorge um den Verlust wertvoller historischer Bausubstanz traf Stadtplanung und Denkmalpflege gleichermaßen. Die Verabschiedung beider Gesetze vor 50 Jahren läutete eine Zeitenwende ein. Zeit, um Bilanz zu ziehen: Haben sich die damaligen Konzepte im Rückblick bewährt? Waren sie robust, und sind sie resilient? Was können wir aus der Geschichte lernen für die Zukunft der Stadterneuerung? Zum Jubiläum eine kurze Geschichte der Stadtsanierung in Baden-Württemberg.

Martin Hahn

Städtebauförderungsgesetz 1971

In vielen Städten hatte der Zweite Weltkrieg enorme Lücken in die historischen Stadtkerne geschlagen. In anderen, verschont gebliebenen Orten offenbarten große Areale „städtebauliche Missstände“ und man suchte nach Wegen und Möglichkeiten, diese zu beheben. Mit dem planungs- und bodenrechtlichen Instrumentarium des 1960 erlassenen Bundesbaugesetzes war dieser Problemlage nicht beizukommen. Deshalb trat 1971 das Städtebauförderungsgesetz als räumlich und sachlich begrenztes Sonderrecht hinzu. Die bodenrechtlichen und methodischen Vorgaben sowie die Berücksichtigung partizipativer und sozialer Belange wurden vom Bund mit Erlass dieses Gesetzes fundamental neu geregelt, weniger die inhaltliche Ausrichtung für die Stadtsanierung. Der Erhaltungsgedanke stand damals noch nicht im Vordergrund, dachten die Väter des Gesetzes doch vor allem in den Kategorien von Abriss und Neubau. So sprachen die Planer immer wieder von „überalterten Baugebieten mit ungesunden Wohn- und Arbeitsverhältnissen“ und „abbruchreifer Bausubstanz“ sowie von „Schwächen in den urbanen Funktionen“. Die in der Folge aufgestellten Städtebauförderungsprogramme zwischen dem Bund und den Ländern hatten mit erheblichen finanziellen Anreizen landauf und landab eine große Welle von Sanierungsmaßnahmen zur Folge.

Paradigmenwechsel: Das Stuttgarter Bohnenviertel

Inhaltlich ist die frühe Zeit der Stadtsanierung durch einen fundamentalen Paradigmenwechsel

gekennzeichnet. Vielerorts waren Verlufterfahrungen durch Straßendurchbrüche in Altstädten oder der Schrecken durch maßstabssprengende Neubauten ein Weckruf zum Umdenken. Fast in jeder baden-württembergischen Stadt lässt sich solch ein Fall finden. War „Sanierung“ in den 1960er und zu Beginn der 1970er Jahre noch oft der flächenhafte Abbruch und eine radikale Neuorganisation, so wandelte sich die Praxis allmählich zur erhaltenden, behutsamen Erneuerung. Beispielhaft kann dieser Wandel am Stuttgarter Bohnenviertel nachvollzogen werden. Anfang der 1970er Jahre herrschte enormer „Druck im Kessel“ (Abb. 1). Die Stadt Stuttgart wollte in diesem Altstadtquartier, das den Zweiten Weltkrieg leidlich überstanden hatte, eine Flächensanierung durchführen und ein technisches Rathaus bauen. Zahlreiche Häuser des 18. und 19. Jahrhunderts, die in der alten Vorstadt noch standen, wären dafür dem Erdboden gleichgemacht worden. Dazu regte sich lautstarker Widerstand in der Bevölkerung. Die Stuttgarter wollten den Verlust historischer Bausubstanz nicht mehr einfach so hinnehmen, wie es noch in den Aufbruchzeiten des Wirtschaftswunders, etwa im Straßenbau, die Regel war. Die Protestbewegung deckte sich mit Initiativen, die allerorten in der Republik wie beispielsweise im Frankfurter Westend oder im Berliner Bezirk Kreuzberg entstanden. Es wuchs die Sorge um historische Ensembles, es regte sich Protest zu einem ungebremsten Bauboom, es mischte sich bürgerschaftliches Engagement fürs Bewohnermilieu und für alte Bausubstanz. So kam es auch im Fall des Bohnenviertels zu einem Umdenken. Die Stuttgarter Bauverwaltung schrieb 1975 einen zweiten Wettbewerb aus, der den Grundsatzwechsel do-



1 Die Sanierung des Stuttgarter Bohnenviertels in der zeitgenössischen Presse.



kumentiert: Der Erhalt und die Modernisierung vorhandener Gebäude waren jetzt das Ziel. Maßstäbliche, an der alten Substanz orientierte Neubauten sollten den Bestand ergänzen, siehe das Denkmalporträt der Town Houses in diesem Heft. Das Bohnenviertel in der Landeshauptstadt ist damit ein Musterbeispiel für die Zeitenwende von der Flächensanierung zur erhaltenden Erneuerung in Baden-Württemberg – ähnlich wie das Karlsruher Dörfle, das gar als „Wiege der Städtebauförderung“ bezeichnet wird. Die damaligen Bürgerproteste und der anschließende Sinneswandel müssen heute auch als nicht zu unterschätzender Push-Faktor für die Denkmalpflege gesehen werden.

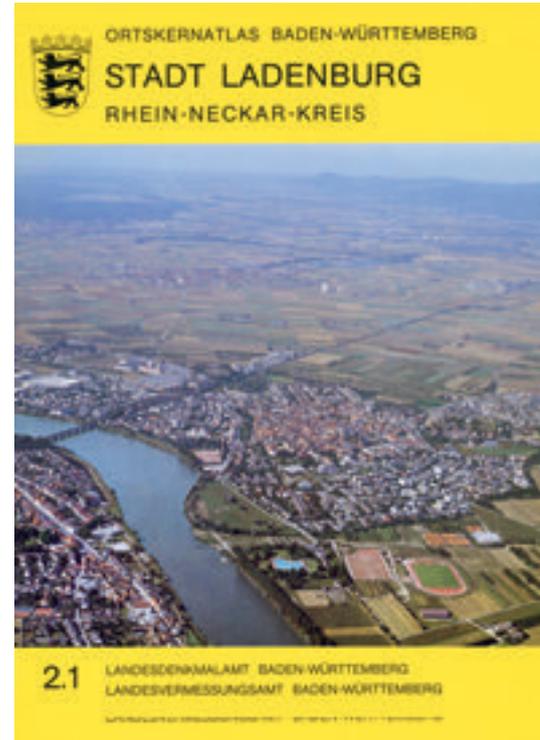
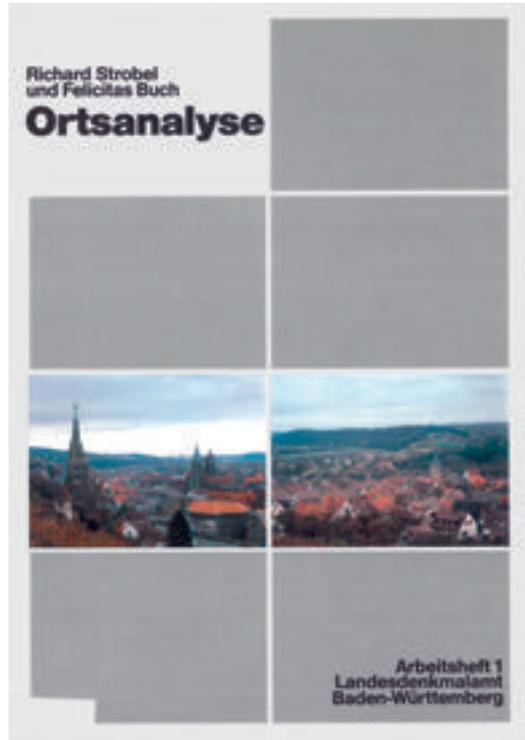
Denkmalschutzjahr 1975

Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 gilt als Wendemarke in der zunehmend kritisch beäugten und später mit Protesten begleiteten Sanierungspolitik der 1960er Jahre. Mit dem publikumswirksamen Plädoyer für die historischen Stadtkerne gelang den Initiatoren tatsächlich eine Zeitenwende. Der stark auf Emotionen setzende Ausstellungskatalog „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ mit seinen pointierten Bildpaaren – für das „Gut“ stand die Altstadt von Bamberg, für das „Böse“ zwei „Betonmonster“ der Nachkriegsmoderne – ist die wohl wichtigste zeitgenössische und all-orten zitierte Quelle dieser Jahre des Wandels (Abb. 2). Heute wirkt das Gegenüberstellen von Positiv- und Negativbeispielen, das auch andere Publikationen dieser Zeit benutzen (zum Beispiel „Altstadt und Denkmalpflege: Ein Mahn- und Notizbuch“, Albert Knöpfli, 1975) befremdlich und er-

schwert den Zugang zu der inzwischen ebenfalls schützenswerten Architektur der Nachkriegsmoderne. Im Kontext ihrer Zeit sind sie jedoch verständlich und nachvollziehbar. Eine ebenso plakative Beschreibung der damaligen Verlusterfahrungen und bildhafte Aufforderung zum Erhalt der gebauten Umwelt sind auch die beiden prämierten Bildreihen von Jörg Müller „Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn“ und „Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder“ (1976) (Abb. 3). Eine erste frühe Kritik an der gängigen Sanierungspraktik wurde bereits 1964 in dem Buch „Die gemordete Stadt“ von Wolf Jobst Siedler bzw. 1965 in der Schrift „Die Unwirtlichkeit unserer Städte: Anstiftung zum Unfrieden“ von Alexander Mitscherlich in bewusst provokanter Sprache deutlich.

2 Titelblatt des Ausstellungskatalogs „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland“ von 1975.





Wandel in der Denkmalpflege

Der Wind drehte sich also in den 1970er Jahren zu einer erhaltenden Erneuerung und damit erlebte auch die Denkmalpflege einen massiven Aufschwung und Imagewandel. Die staatliche Denkmalpflege musste sich dazu sowohl konzeptionell als auch personell neu orientieren. Städtebauliche Denkmalpfleger als Querschnittsreferenten konnten im Landesdenkmalamt neu installiert werden und verdeutlichen den gewandelten Blick der Fachdisziplin: Stand zuvor oft noch das einzelne Monument im Fokus der Arbeit, so waren es nun auch Quartiere und ganze Stadtkerne. Die Entwicklung einer von der klassischen Kunstgeschichte geprägten Disziplin hin zu einem aktiven, wenn auch kritischen Partner der Stadtanierung zeigt beispielhaft Georg Friedrich Kempfers Artikel „Das Stuttgarter Bohnenviertel“ im Nachrichtenblatt 1977 auf. Seine Äußerungen können als zeitgenössisches Barometer des damaligen Sinneswandels gelten. Neben dem Blick auf die Kulturdenkmale brachte die Denkmalpflege auch die Berücksichtigung „erhaltenswerter“ Gebäude und des historischen Stadtgrundrisses in die Planungsprozesse in Stuttgart ein.

Auch methodisch ging man neue Wege. Die detaillierten, klassischen Denkmalinventare und die auf Kurzeinträge beschränkten Denkmallisten waren der Stadtanierung kaum von Nutzen. Eine neue substanzorientierte, wissenschaftliche und zugleich praxisorientierte Analyse historischer Städte und Dörfer musste her: Im Arbeitsheft 1 (!) des Landesdenkmalamtes von 1986 mit dem Titel „Ortsanalyse – Zur Erfassung und Bewertung

historischer Bereiche“ spiegelt sich diese neue Denkweise wider (Abb. 4). Die „Ortsanalyse“ wurde bundesweit zum Vorbild für die fachgerechte Bestandsaufnahme und Würdigung von historisch wertvollen Ensembles. Ab 1984 hat die erfolgreiche Reihe des „Ortskernatlas“ wichtige Altstädte wie beispielsweise Ladenburg, Esslingen, Schwäbisch Hall, Schwäbisch Gmünd und Baden-Baden nach diesem Muster bearbeitet (Abb. 5). Über die bekannten Kulturdenkmale hinaus wurde hier die Struktur, die Vielfalt und Eigenart der historischen Stadtkerne ausführlich und anschaulich gewürdigt.

Denkmalschutzgesetz 1972

Das Denkmalschutzgesetz des Landes dokumentiert ebenfalls die geänderte Sichtweise der 1970er Jahre. Neben den „Kulturdenkmälern“ wurden nun auch „Gesamtanlagen“ rechtlich fixiert, zunächst als Verordnungen, ab 1983 als kommunale Satzungen. Geschützt werden seitdem auch „Straßen-, Platz- und Ortsbilder, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein besonderes öffentliches Interesse besteht“ (§ 19 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg). Auch wenn nach gängiger Rechtsauffassung die historische Substanz Träger des im Gesetz zitierten Straßen-, Platz- und Ortsbildes ist, so legen doch die Begrifflichkeiten nahe, dass man zum Zeitpunkt des Gesetzentwurfs vorwiegend an einem äußeren Erhalt „malerischer“ alter Stadtbilder interessiert war und diese vor den maßstabssprengenden Neubauten der vorangegangenen Epoche schützen wollte.

3 „Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder“ – eine zeitkritische Bilderserie zum dramatischen Landschaftswandel der 1970er Jahre vom Schweizer Künstler Jörg Müller.

4 Titelblatt Arbeitsheft 1 des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg von 1986: „Ortsanalyse. Zur Erfassung und Bewertung historischer Bereiche“.

5 Titelblatt des Ortskernatlas Baden-Württemberg, erster Band „Stadt Ladenburg“ von 1984.

6 Titelblatt „Erhaltung und Gestaltung des Ortsbildes. Denkmalpflege, Ortsbildplanung und Baurecht“ von 1985.



Auch die Architekten und Stadtplaner der damaligen Zeit hatten vorwiegend das Bildhafte im historischen Städtebau im Blick. Im wegweisenden Praxishandbuch „Erhaltung und Gestaltung des Ortsbildes“ (1985) ist einerseits die ästhetisch-bildhafte Herangehensweise deutlich spürbar, andererseits mahnen die Autoren auch die geschichtliche Bedeutungsebene, die sorgfältige historisch-kritische Analyse und den Erhalt der Substanz als geschichtliche Quelle an (Abb. 6).

Die Denkmalpflege hatte also gelernt, schützenswerte Räume, Bauten und Strukturen praxisbezogen zu erfassen, zu würdigen und in Planungs- oder Sanierungsprozesse einzubringen, sprich städtebaulich zu agieren. Mithilfe der Informationen der Denkmalpflege lernten im Gegenzug Stadtplanung und Stadtsanierung in den 1970er und 1980er Jahren, stärker im Bewusstsein um historische Werte zu handeln. Überhaupt scheint sich in dieser frühen Phase des Aufbruchs ein fruchtbares Zueinanderfinden von Architektur, Stadtplanung und Denkmalpflege ergeben zu haben. Auch organisatorisch wurden Denkmalpflege und Stadtsanierung enger aneinandergelunden, so der politische Wille: Sie sind bis heute im gleichen Ressort und in der gleichen Abteilung (heute des Ministeriums für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg) zusammengeführt.

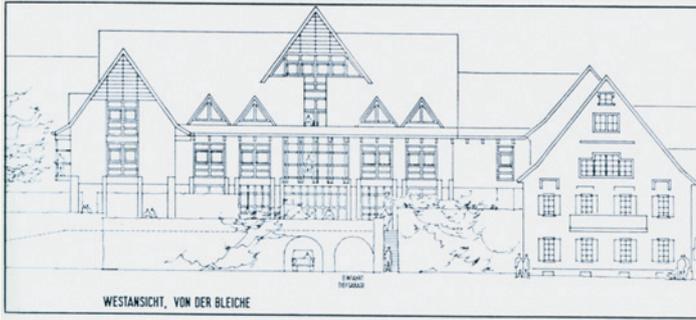
Alles wird gut?

War nun mit dem geänderten Vorgehen, dem Bewahren statt Abbrechen, mit der erhaltenden Erneuerung als neuem Ziel, alles gut? Vordergründig kann das sicher so bestätigt werden. Die 1970er

und 1980er Jahre gelten im Bereich der Stadtsanierung als goldene oder „fette“ Jahre. Die Internationale Bauausstellung IBA Berlin 1987 mit ihren zwölf Grundsätzen der behutsamen Stadterneuerung machte vor, wie eine bewohnerorientierte und sozialverträgliche Erhaltung und Modernisierung von Altbaubeständen funktionieren kann. Mit Städtebaufördermitteln wurden im ganzen Land wegweisende, vorbildhafte Sanierungen vorgenommen, die noch heute den Glanz dieser Epoche widerspiegeln. Der Mitteleinsatz der Städtebauförderung dürfte dabei bei Weitem die Fördermittel der Denkmalpflege übertroffen haben. Seit 1971 flossen über 8 Milliarden Euro in die baden-württembergische Stadterneuerung.

Mit einem differenzierteren Blick auf die ersten Jahrzehnte der Stadtsanierung darf aber auch Kritik geäußert werden. Zwar wurden historische Strukturen und Gebäude nun in die Planungen einbezogen. Allzu oft lag der Fokus aber noch auf dem Bildhaften, den „schönen alten Städten“ und „schönen alten Bauten“. Translozierungen, Rekonstruktionen, Entkernungen und das Mitgestalten an Neubauten standen auf der Tagesordnung von Stadtplanung und Denkmalpflege. In der Stadterneuerung gab man sich bei den Neubauten große Mühe, „altstadtgerecht zu bauen“ und neue „stadtgestalterische Qualitäten“ zu schaffen. Neues in der alten Stadt wurde nun wieder mit Ortsbezug in Kubatur, Materialität und Formensprache errichtet. Aber bei allem Guten und Interessanten, bei allem Zweifelhaften und Belanglosen, was nach 1975 in vielen Altstädten entstand – es wurde enorm viel neu gebaut! Den Marktplatz, die gute Stube, hütete man wie einen Augapfel, einzelne, zentral platzierte Denkmale setzte man spektakulär instand und putzte sie heraus. Aber an den Rändern, in den Nebengassen, in den Handwerker- und Kleine-Leute-Vierteln, wurde noch immer authentische Bausubstanz abgebrochen und durch Neubauten ersetzt, deren Anpassungsarchitektur in der Regel allgemein akzeptiert wurde. Der schleichende Verlust an historischer Substanz wurde in der Öffentlichkeit kaum mehr wahrgenommen oder kritisiert, war doch das Neue mit Satteldach, Putzfassade, Fensterläden, Biberschwanzziegeln und Sprossenfenstern „altstadtgerecht“ angepasst. Kein Beton, kein Flachdach störte in den 1980er Jahren das Auge des Betrachters wie noch wenige Jahre zuvor. Die massiv attackierte „Unwirtlichkeit“ der Nachkriegsmoderne wurde vom wieder lieb gewonnenen Altstadtbild ferngehalten.

August Gebebler, Präsident des Landesdenkmalamtes, zog 1986 eine kritische Bilanz dieser neuen Art der Stadtsanierung: „Der Sachverhalt dieser neuerlichen Dezimierung unseres Denkmalbestandes ist verständlicherweise schwieriger zu vermit-



Ladenburg

- 1 Wettbewerbsentwurf für den Rathausneubau, 1. Preis
- 2 Wohnhausneubau an der Stadtmauer, Blick auf die Rückfassade mit öffentlichen Freiflächen
- 3, 4 Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses in historischer Umgebung

teln als jene Abbruchwelle der Nachkriegszeit, die spätestens am Ausmaß und am Aussehen der neuen Ersatzarchitektur (...) dann jedermann einsichtig wurde.“ Dieser wahrgenommene Verlust historischer Bausubstanz ist mangels fundierter, wissenschaftlich abgesicherter Daten zwar nicht quantifizierbar, ein Indiz für seinen Umfang lässt sich allerdings darin erkennen, dass allein im Regierungsbezirk Stuttgart zwischen 1983 und 2014 15 historische Stadtkerne die Voraussetzungen für eine Unterschutzstellung als Gesamtanlage verloren haben, weil die historische Substanz zu stark dezimiert worden war.

Bewahren und Erneuern

Den damals ambitioniert und kontrovers geführten Diskurs zwischen Bewahren und Erneuern, zwischen Denkmalpflege, Stadtentwicklung und -erneuerung spiegeln zahlreiche Beiträge im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege wider: „Die schleichende Entwertung des historischen Stadtbildes“ (1975), „Die Altstadt im Spannungsfeld von Erhaltung und Erneuerung“ (1989) oder „Fragen und Perspektiven kommunaler Erhaltungspolitik in Mittelstädten“ (1989). Der damalige Innenminister und spätere Ministerpräsident Lothar Späth äußerte sich in einem Beitrag „Denkmalschutz und Städtebau“ (1978) zum Thema und richtete einen geradezu leidenschaftlichen Appell an die Denkmalpflege (und Stadtsanierung): „Die Zeit ist günstig. Die Sensibilität für unser kulturelles Erbe ist augenblicklich ungemein groß. Nützen sie die Stunde.“ und mahnte dabei an, dass „zwischen Erneuern und Bewahren ein ausgewogenes Verhältnis und menschengemäßes Gleichgewicht zu finden ist.“ Ulrich Hieber, damals im Innenministe-



Baumaßnahmen



Freiburg
1, 2, 3, 4 Einbindung von Kaufhausneubauten in die Altstadtstruktur

rium zuständig für die Stadterneuerung, warnte in seinem Beitrag „Stadterhaltung und Stadtentwicklung aus Sicht der Landespolitik“ (1989) vor drei Gefahren der Stadtsanierung: 1. Vor der reinen „Pflege des Schönen“ und „modischen Maßnahmen“, 2. vor drohender Gleichförmigkeit im Sanierungsgeschehen („Wahrscheinlich wird der Erker zum Leitfossil der Stadterneuerung gegen Ende der 80er Jahre“) und 3. vor der Übertreibung, vor bäumestrotzenden Marktplätzen oder Pflasterorgien auf Straßen.

Ergänzend zu diesem theoretischen Diskurs gibt eine zeitgenössische Quelle anhand zahlreicher Beispiele aus dem Land einen anschaulichen Einblick in die Praxis des Bauens zwischen Erhalten und Erneuern: Das Innenministerium resümiert in einer Broschüre den 1978 ausgeschriebenen Landeswettbewerb „Stadtgestalt und Denkmalschutz

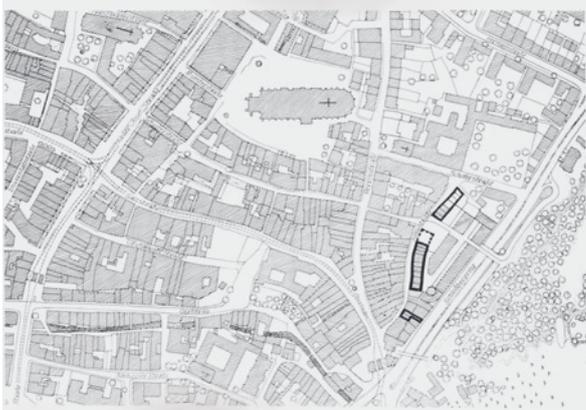
7 Beispiele des Balanceakts zwischen Bewahren und Erneuern aus der Publikation „Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau“ von 1978

Konviktstraße in Freiburg

Architekten:

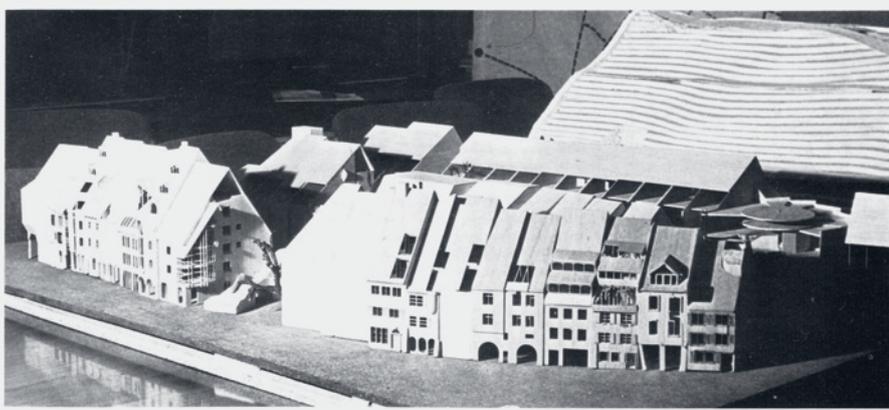
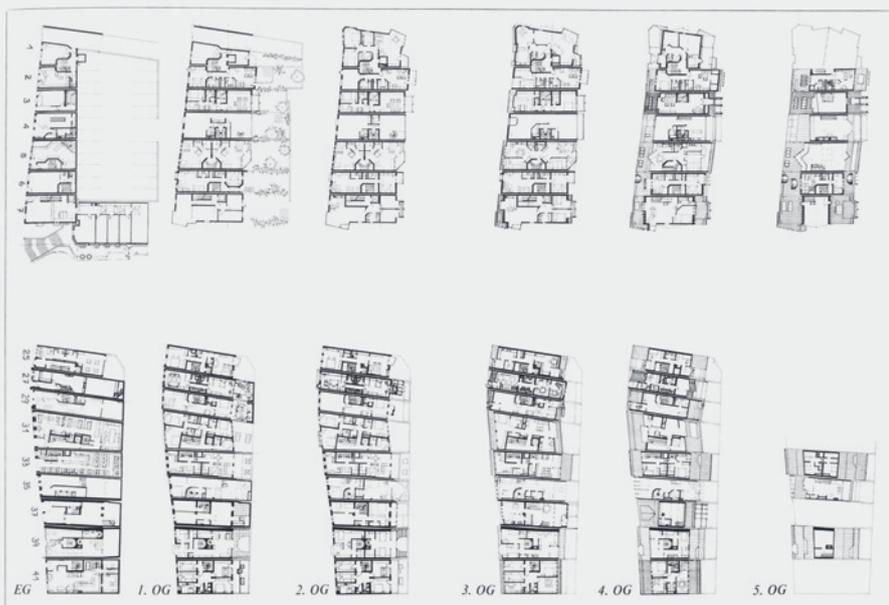
- 1 Fred Wolf, Freiburg
- 2 Geis & Wopperer, Freiburg
- 3 Walter A. Schneider, Freiburg
- 4 Architektengemeinschaft Overlach, Meyer, Langenbach, Jegal, Montabon
- 5 Eike Schüler, Uwe Drews, Freiburg
- 6 Geis & Wopperer, Freiburg
- 7 Fred Wolf, Freiburg

- 25 Max Barth, Konstanz
- 27 Merckthaler & Rothweiler, Freiburg
- 29 Otto Hohnerlein, Freiburg
- 31 Erich Siegel, Freiburg
- 33 Hans Fieder Huber, Freiburg
- 35 Günter Viehoff, Hans Jochen Heinrich
- 37 Hans Jörg Oehm, Freiburg
- 39 Hans Fieder Huber, Freiburg
- 41 Norbert Schleypp, Ebringen



Oben links: die Häuser 4, 5, 6 und 7, gegenüber das Erzbischöfliche Ordinariat
oben rechts: die Häuser 43, 41, 39, 37 usw.
Lageplan im Maßstab 1:5000

◁ Die westliche Seite der Konviktstraße



Grundrisse der Neubauten auf der östlichen Seite der Konviktstraße im Maßstab 1:1000

Modellfoto der Neubauten, der Garage mit den 22 Einfamilienhäusern zum Selbstausbau („Edelrohlinge“) und dem Schloßberg



◁ Schnitt durch die Garage mit Ansicht der Treppe und des Hauses Nr. 7

Bauwelt 1981 Heft 23

895

8 Die Konviktstraße in Freiburg unter dem Titel „Gegeneinander-Nebeneinander-Miteinander“ in der Bauwelt (1981, Heft 23).

im Städtebau“ (Abb. 7). Abgebildet sind klassische Sanierungsmaßnahmen und Umnutzungen von Kulturdenkmälern, aber auch zahlreiche Neubauten im Bestand. Unter den Wettbewerbsbeiträgen sind unter anderem die Konviktstraße oder das Kaufhaus Schneider (heute Breuninger) in Freiburg, der Einbau eines Restaurants im Dicken Turm in Esslingen, viele klassische Fachwerksanierungen, aber auch Umnutzungen wie die alte Zehntscheune in Güglingen (Kreis Heilbronn) oder der Neubau des Rathauses in Rottweil.

Neues Bauen in der alten Stadt

Das damals neu in die Städte und Dörfer eingefügte ist heute bereits wieder Geschichte. Die Neubauten in historischen Ortskernen sind im Rückblick unterschiedlich zu bewerten: teilweise bieder anpassend, teilweise mit eigenem Charak-

ter; manchmal scheint auch wirklich Großes und Anerkennenswertes entstanden zu sein, insbesondere, wenn Wettbewerbe durchgeführt wurden und renommierte Planer am Werk waren. Die Konzepte für das neue Bauen in der alten Stadt waren dabei durchaus unterschiedlich. Hatte man in Heidelberg etwa bei der Herrenmühle (1973–1976) mit einer kleinteiligen Fassaden-, Baukörper- und Dachgestaltung aus einem Guss versucht (Abb. 9), den Altstadt-Charakter zu wahren, so setzte Klaus Humpert in Freiburgs Konviktstraße (1975–1985) auf „die Granulation der Parzellen“ und eine „Vielfalt in der Einheit“, um in einem kooperativen Verfahren mit zahlreichen beteiligten Architekten das Gefüge der mittelalterlichen Stadt zu ergänzen bzw. wiederherzustellen (Abb. 8). Weitere Beispiele lassen sich allort finden, nicht nur in den großen Städten des Landes. Auch Sanierungsgebiete wie „Im Heppächer“ in Esslingen,

„Am unteren Tor“ in Bietigheim, an der Stadtmauer in Niedernhall oder in Eberbach sind bemerkenswerte Projekte der Stadtsanierung der 1980er Jahre.

Die in diesem Heft vorgestellten Denkmalporträts zeigen beispielhaft mit den Town Houses im Stuttgarter Bohnenviertel und der Werkbundsiedlung im Karlsruher Dörfle unterschiedliche Wege und Ergebnisse der Stadtsanierung. Beide sind auf ihre jeweils eigene Art sprechende Zeugen und anschauliche Referenzobjekte des Paradigmenwechsels in der Stadtentwicklungspolitik dieser Epoche.

Beste Freunde?!

Wie in vielen Freundschaften, hatten sich auch Denkmalpflege und Städtebauförderung bisweilen aus den Augen verloren. In den 1990er Jahren widmete sich die Stadterneuerung anderen Schwerpunkten (beispielsweise das Förderprogramm „Soziale Stadt“). Nach der Jahrtausendwende kamen „Innenentwicklung“ und „Flächensparen“ als Schlagworte hinzu. Die Sanierungsgebiete waren nun oft historisch weniger bedeutende Außenbereiche oder Konversionsflächen.

In den vergangenen Jahren hat sich wieder eine intensivere Zusammenarbeit in Baden-Württemberg etabliert, sei es die gemeinsame Besetzung der bundesweiten Expertengruppe zum städtebaulichen Denkmalschutz, seien es vor Ort durchgeführte „Denkmalgespräche“ mit Kommunen und Sanierungsträgern oder Sonderinitiativen des Landesamtes für Denkmalpflege. Dazu zählen etwa das Projekt „Scheune sucht Freund“ zur Neunutzung von ländlichen Ökonomiegebäuden oder „denkmal_minimal“ zur kostengünstigen, bedarfsorientierten Instandsetzung von „Sorgenkindern“ in Sanierungsgebieten. Die Tatsache, dass Kommunen und Sanierungsgesellschaften vermehrt die fachliche Expertise des Landesamtes für Denkmalpflege im etablierten Format der Historischen Ortsanalyse oder Denkmalpflegerischen Wertep länen in Anspruch nehmen, ist ebenfalls ein Zeugnis „neuer Freundschaften“.

Auch in Zukunft wird es bei städtebaulichen Erneuerungen die größte Herausforderung sein, eine ausgewogene und sinnstiftende Balance zwischen Bewahren und Erneuern zu finden, bleibt doch die Aufgabe des Bauens im Bestand ein immerwährendes Thema. Das Neue muss dabei auf die Qualität historischer Bauten und Räume reagieren. Bewährt hat sich deshalb vor allem eines: eine ambitionierte Baukultur! Im besten Falle sollte – wenn schon nötig – so gut neu gebaut werden, dass das Neue später einmal als bewahrens- und schützenswert anerkannt werden kann.



Die Bebauung des Herrenmühle-Geländes in Heidelberg

Literatur

Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat (Hrsg.): 50 Jahre Städtebauförderung in Deutschland, Berlin 2021.

Volkmar Eidloth; Ongyerth, Gerhard; Walgern, Heinrich (Hrsg.): Handbuch Städtebauliche Denkmalpflege, Petersberg 2019.

Michael Falser (Hrsg.): Eine Zukunft für unsere Vergangenheit: Zum 40. Jubiläum des Europäischen Denkmalschutzjahres (1975–2015), Berlin, 2015.

Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg und Wüstenrot Stiftung (Hrsg.): 40 Jahre Städtebauförderung in Baden-Württemberg. Bilanz und Ausblick, Stuttgart und Zürich 2011.

Felicitas Buch/Richard Strobel: Ortsanalyse: zur Erfassung und Bewertung historischer Bereiche. Arbeitsheft 1 des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Stuttgart 1986

Trieb, Michael et. al.: Erhaltung und Gestaltung des Ortsbildes. Denkmalpflege, Ortsbildplanung und Baurecht, Stuttgart 1985.

Innenministerium Baden-Württemberg (Hrsg.): Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau, Stuttgart o. J.

9 „Darf man in Altstädten historisch bauen?“ fragt die Bauwelt (1977, Heft 37) anlässlich der Vorstellung des Projekts Herrenmühle in Heidelberg.

Dr. Martin Hahn
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Esslingen

Denkmalporträt



Stadtreparatur mit Steinen statt mit Klötzen Die Werkbundsiedlung am Waldhornplatz in Karlsruhe

Die Tabula-Rasa-Mentalität der Wiederaufbaujahrzehnte zerstörte in Karlsruhe das historische „Dörfle“ fast vollständig. Das Arbeiterquartier war zwar von Bombardierungen weitgehend verschont geblieben, aber in einem baulich prekären Zustand. So ging die Stadt Mitte der 1950er Jahre daran, die historische Bebauung der Jahrzehnte nach der Stadtgründung von 1715 vollständig zu beseitigen und diesen Stadtteil „verkehrsgerecht“ und modern zu gestalten. Das pittoreske Quartier wurde zum Opfer einer der letzten großen Flächensanierungen in Deutschland. Doch bald rührte sich vehementer Unmut und man stellte das Konzept grundsätzlich in Frage. So begann 1970 ein neu ausgeschriebener Wettbewerb zur Altstadtsanierung.

In den Jahren 1972 bis 1994 erlebte das „Dörfle“ dann eine „Sanierung der Sanierung“ nach Entwurf des Architekturbüros Hilmer & Sattler aus München, der nun alte Strukturen und historischen Baubestand berücksichtigte, Verlorenes wiederherstellte sowie Neues einordnete. Die Stadt Karlsruhe bot dem Deutschen Werkbund Baden-Württemberg ein städtisches Grundstück an, um eine Alternative zur jüngst verworfenen Planungsweise zu erproben. In rücksichtsvoller Einfügung sollte modernes Wohnen in der alten Stadt in modellhafter Planungsgemeinschaft und künstlerischer Individualität entwickelt werden. Als Ensemble im dreiseitigen Blockrand waren zwölf

Stadhäuser in unaufdringlicher, städtebaulich gut integrierter Vielfalt zu erstellen. Anfang 1978 wurden die Rahmenbedingungen von der Gemeinschaft der 15 beteiligten Architekten für dieses Grundstück selbst festgelegt: Verputzte Einfamilienhäuser mit einem traufständigen Satteldach mit Zinkblech sollten es sein, alle über Grundstücken mit einheitlicher Tiefe und Breite, einer Garage und Brandmauer an Brandmauer.

Alle Architekten der Gruppe hatten einen Normaltyp und einen Eckhaustyp zu entwerfen, denn die Parzellen wurden verlost. Man kam überein, nur die Mittelzone der Fassaden individuell zu gestalten, welche mit besonderen Fensterformen, Balkonen, Gauben und Dachhäusern ausgestattet werden durfte. Die zwölf Häuser boten schließlich eine Fülle klassisch-moderner und auch postmoderner Formideen mit eigenwilligen Fassadenabschlüssen in Rund- oder Dreiecksformen, Erkern und Fensterrasterungen, industriellen Elementen aus Stahl und Drahtglas sowie großzügigen Verglasungen. Reich dekorierte Fassaden stießen auf schlichtere Ordnungen. Doch schon bald zeigten sich gravierende Abweichungen von den Planungsprinzipien, wie etwa ein Tonnendach und Steinfassaden. Es kam zu Missstößen im zunächst versöhnlichen Architekten-Kollektiv. Auch die Bauherren erwiesen sich als eigensinnig, wie ein Haus deutlich macht, das nicht für nur einen Haushalt gebaut wurde, sondern Einzelwohnungen erhielt.

Auch weigerte sich ein Bauherr, dem Plan des Architekten zu folgen und ließ in eigener Regie planen.

Bei allen Unwägbarkeiten und Misstönen: Aus heutiger Sicht ist das Werkbundprojekt „Dörfle“ ein bemerkenswertes Zeugnis stadtplanerischer Neubesinnung in den 1970er Jahren, welches sich um eine Wiederherstellung der verloren gegangenen historischen Atmosphäre des Stadtteils bemühte. Dabei entstand eine architektonische Wunderkammer als Ergebnis eines planerischen Modellversuchs, der für die 1980er Jahre in seiner kreativen Vielfalt, Konzentration und Qualität beachtlich ist. In einem soziologisch-ästhetischen Laboratorium reiften individuelle und gleichzeitig modellhafte Lösungen für Stadthäuser in der wieder entdeckten Blockrandbebauung mit innerem Grünbereich. Freilich gab es schon während der Bauzeit Kritik: Vielfalt und historische Stadtatmosphäre lasse sich nicht am Reißbrett entwickeln, außerdem seien Einfamilienhäuser in dem alten, ursprünglich von Mietwohnungen geprägten Stadtviertel fehl am Platz. Dennoch – im Licht der Zeitgeschichte, mit einer Generation Abstand, erweist sich das Projekt auch im nationalen Maßstab als überaus innovativ, wegweisend und baukünstlerisch wertvoll, sodass es sich bei dem Werkbundprojekt mit seiner dreiseitigen Blockrandbebauung und dem begrünten Innenbereich insgesamt um ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg handelt.



Literatur

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): wohnen 60 70 80. Junge Denkmäler in Deutschland, Berlin 2020
Deutscher Werkbund Berlin (Hrsg.): Bauen und Wohnen. Die Geschichte der Werkbundsiedlungen, Tübingen/Berlin 2016, S. 216–223.

Dr. Clemens Kieser
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Karlsruhe

*Gebäude an der Ecke
Waldhornstraße und Am
Künstlerhaus.*

*Blick nach Westen in
den Blockinnenbereich
der Siedlung.*



Denkmalporträt



Town Houses im Schwabenland Eine Wohnanlage des Siedlungswerks im Stuttgarter Bohnenviertel

Das Stuttgarter Bohnenviertel gilt heute als eines der bekanntesten Sanierungsprojekte in Baden-Württemberg. Es besaß in den 1980er Jahren Vorbildcharakter. Nach dem an massiven Bürgerprotesten gescheiterten ersten Wettbewerb mit einer Flächensanierung und dem Neubau eines technischen Rathauses schrieb man 1976 einen zweiten städtebaulichen Wettbewerb aus. Dessen Ziel war nun eine erhaltende Erneuerung und maßstäbliche bauliche Ergänzung. Die Architekturbüros Volz/Schenk sowie Bidlingmaier/Egenhofer/Dübbers aus Stuttgart gewannen erste Preise. In der Folge wurden die einzelnen Baublöcke saniert und mit Neubauten verschiedener Architekturbüros ergänzt. Das Schweizer Büro ARGOS sowie das britische Büro von John Darbourne und Geoffrey Darke wurden in den ersten beiden Bauabschnitten mit Neubauten für den sozialen Wohnungsbau beauftragt. Darbourne & Darke erhielten zusammen mit dem Stuttgarter Architekten Ulfert Weber den Zuschlag für den Block 1 zwischen Rosen- und Charlottenstraße im Auftrag des Stuttgarter Siedlungswerks. Im Rahmen des vom Bund geförderten Modellvorhabens „Neues Wohnen in alten

Städten“ wurde daraufhin bis 1982 eine Architektur im Stil englischer „town houses“ errichtet. Die Wohnanlage besteht aus zwei Baublöcken im nördlichen Teil des Bohnenviertels. Der Block an der Charlottenstraße besitzt einen wehrhaften, geschlossenen Charakter als achtgeschossige Lärmschutzbebauung. Die Wohnungen sind hier zum Innenhof ausgerichtet. Ihm gegenüber stehen an der Rosenstraße drei hoch aufragende Einzelhäuser („town houses“) mit markant inszenierten Giebeln und Satteldächern auf einem gemeinsamen Sockel. Das Projekt nimmt neue Ideen des sozialen Wohnungsbaus auf, die das Büro in England entwickelt hat. Sie setzen sich vom sozialen Massenvohnungsbau der Nachkriegsmoderne deutlich ab: Individualisierung der Wohnungsgrundrisse in der Art gestapelter Einfamilienhäuser, gemeinschaftliche und private Freibereiche, aufgewertete Materialität, Erschließung über Dachstraßen als Kommunikationsräume. Die Architekten hatten mit der Wohnanlage Lillington Gardens in London (1964–72) bereits Erfahrungen gesammelt. Manche ambitionierte Planungsidee und speziell britische Eigenart musste zwar an das deutsche Bau-

recht angepasst werden, die Wohnanlage dokumentiert aber auch in der erfolgten Vereinfachung die ideenreiche Weiterentwicklung von Bauformen und Grundrissen im sozialen Wohnungsbau in Deutschland sowie die eingehende Auseinandersetzung mit dem Thema des innerstädtischen Wohnens. Der städtebauliche Paradigmenwechsel im Zuge des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 mit dem Motto „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ kommt mit dem anschaulich greifbaren Einfügen der Baukörper in die historische Umgebung des Bohnenviertels lehrbuchhaft zum Ausdruck.

Als ein Referenzobjekt der Stadtsanierung und des sozialen Wohnungsbaus in Baden-Württemberg erfüllt die Wohnanlage aus wissenschaftlichen, insbesondere architektur- und stadtbaugeschichtlichen sowie aus heimatgeschichtlichen Gründen die Kriterien eines Kulturdenkmals. Im Sommer 2018 wurde das junge Kulturdenkmal erfasst. Schon am Tag des offenen Denkmals im September fand es ungeheuer große Resonanz bei Besucherführungen bei der Veranstaltung „Europäische Perlen der Stadtbaugeschichte“ im Rahmen des Europäischen Kulturerbejahres 2018. Dieses



Neu und Alt im Bohnenviertel: einfügen, aber nicht anpassen.

machte auch das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 wieder gegenwärtig. Was damals neu geschaffen wurde, ist heute Geschichte: denkmalwerte Geschichte. Mit den Town Houses im Stuttgarter Bohnenviertel wird der wichtige Wendepunkt in der Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts mit einem aussagekräftigen Beispiel auch im Sinne des Denkmalschutzes tradiert und gesichert.

Dr. Martin Hahn
*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*



Führung am Tag des offenen Denkmals.

Ortstermin



Restaurierung von frühen Stoffmustern der ehemaligen Textildruckfirma Pausa in Mössingen Bedruckte Gewebe aus den 1930er und 1940er Jahren

Im „Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ wurde bereits mehrfach von den umfangreichen Sammlungen von Stoffmustern, Musterbüchern und Entwurfszeichnungen berichtet, die sich in den Gebäuden der ehemals weltweit bekannten Textildruckfirma Pausa in Mössingen erhalten haben (Hefte 3/2005, 4/2013 und 4/2019). Als Teil dieses Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung wurden die Sammlungen im Jahr 2005 in das Denkmalsbuch eingetragen. Seit 2008 werden sie – zeitweise erheblich unterstützt durch die Kulturstiftung des Bundes und die Wüstenrot Stiftung – dokumentiert und konserviert. Bis heute wurden circa 86 000 Stoffmuster mit etwa 300 000 verschiedenen Kolorits, 13 500 Entwürfe und 735 Musterbücher in einer Datenbank erfasst. Noch immer gelingt dabei so mancher überraschende Fund.

So wurden im Rahmen des derzeitigen Projektabschnittes (2019–2021), der von der Stadt Mössingen, der Landesdenkmalpflege (bisherige Fördersumme: 90 000 Euro) und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (Fördersumme: 40 000 Euro) finanziert wird, im Keller des ehemaligen Verwaltungsgebäudes der Pausa zehn Weiden-Körbe und mehrere alte Überseekoffer mit Textilmustern entdeckt. Es handelt sich dabei um circa 4000 Stoffmuster, von denen etwa die Hälfte bisher noch nicht bekannt war. Anhand der Mustergröße, der Qualität (Material und Gewebefindung) sowie der teilweise noch anhaftenden Etiketten wurde vermutet, dass es sich hierbei um ältere Stoffmuster handelt. Viele dieser Textilmuster konnten anhand von vorhandenen Musterbüchern in die 1930er und 1940er Jahre datiert werden – einen

bisher wenig dokumentierten historischen Abschnitt der Pausa-Firmengeschichte.

Das Konvolut konnte grob gereinigt und dokumentiert werden. Eine Auswahl von Mustern wurde in Form einer Musterrestaurierung ausführlicher restauratorisch behandelt und gesichert. Der vorgefundene Erhaltungszustand der Koffer und deren Inhalte war desolat. Durch unsachgemäße Lagerung über Jahrzehnte waren die Überseekoffer nicht nur stark beschädigt, sondern auch von außen und von innen gänzlich mit Schimmel kontaminiert. Auch die bunt durcheinander geschichteten Textil-Muster in den Körben und Koffern waren stark in Mitleidenschaft gezogen, verschmutzt und deformiert.

Koffer, Körbe und Stoffmuster wurden zunächst trocken gereinigt, um die Gesamtheit der Objekte zu sichten. Diese Arbeiten wurden in einem separaten Quarantänerraum mit persönlicher Schutzausrüstung durchgeführt. Bei der Sichtung wurden die Muster dann in Schadensgruppen eingeteilt und anschließend dokumentiert. Ein Teil der noch nicht in der Sammlung vorhanden gewesenen Muster wurde für weiterführende Maßnahmen ausgesucht.

Insbesondere sollte eine Reinigung sowie eine Restaurierung der stark beschädigten Stoffmuster erfolgen. Dabei wurde für die fast 100 Jahre alten Gewebemuster eine schonende Nassreinigung in Betracht gezogen, flachliegend im Wasserbad mit destilliertem Wasser und Tensid. Um diese Maßnahme durchführen zu können, mussten zunächst die Etiketten entfernt werden. Im Anschluss sollten die stark geschädigten Muster nähtechnisch restauriert werden.

Die wichtigsten Informationen über die Stoffmuster der Pausa liefern die den Textil-Mustern anhaftenden Etiketten. Diese beinhalten Dessin-Namen, Qualitätsnummer, Nummer des Kolorits und Webbreite. Die grafische Gestaltung der Etiketten, das Material Papier sowie die Art des Klebstoffs machen eine zeitliche Einordnung möglich.

Die meisten Muster können so in die Jahre der unmittelbaren Nachkriegszeit, einige sogar in die Vorkriegsjahre, eingeordnet werden. Bei den vorhandenen Etiketten handelt es sich um dünnes Papier,



Überseekoffer mit Textilmustern.

das mit einem recht schwachen, wasserlöslichen Klebemittel befestigt wurde. Die späteren Etiketten (ab den 1960er Jahren) bestehen aus beschichtetem Gewebe, das mit einem stärkeren Kleberstoff fixiert wurde. Eine genauere Untersuchung bzw. die Identifizierung der Klebemittel ist noch nicht erfolgt.

Nach einer Dokumentation des Vorzustandes und der Entfernung der Etiketten konnte bei den ausgewählten Stoffmustern erfolgreich eine Nassreinigung durchgeführt werden (Auftaktbild: Vorzustand und Endzustand nach der nähtechnischen Sicherung.) . Zusätzlich erfolgte eine Behandlung mit Ethanol, um noch vorhandene Schimmelsporen bzw. den Schimmelgeruch zu entfernen. Nach der Nassreinigung wurden die Etiketten mithilfe eines Klebemittels wiederbefestigt. Stark beschädigte Textil-Muster mit Schadstellen (Löcher oder Risse) wurden partiell mit optisch passendem Material unterlegt und nähtechnisch gesichert. Durch die Maßnahmen konnte der Zustand der Muster deutlich verbessert und somit für ihren weiteren Erhalt gesorgt werden.

Literatur

Stoffe ohne Ende, Die Sammlungen der ehemaligen Textildruckfirma Pausa in Mössingen, Arbeitsheft 32, Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart 2015.

Hermann Berner/Werner Fifka (Hrsg.): Das Bauhaus kam nach Mössingen. Geschichte, Architektur und Design der einstigen Textilfirma Pausa, Mössingen 2006.

Anu-Susanna Ventelä

*Textilien und archäologische Fasern
Kelterstraße 4/3
71409 Schwaikheim*

*Links ein Etikett aus den
1940er Jahren, rechts
eines der 1960er Jahre.*



Ortstermin



Bergung des ältesten Einbaums vom Bodensee Triboltinger Bohl, Seerhein bei Konstanz

Im Frühjahr dieses Jahres legten der Fachbereich Feuchtbodenarchäologie des Landesamtes für Denkmalpflege und die Spezialfirma UwArc im Seerhein bei Konstanz das älteste erhaltene Wasserfahrzeug des Bodensees frei. Der Einbaum aus Lindenholz wurde anschließend dokumentiert und in Teilen geborgen. Das auf etwas mehr als 8,5 m Länge erhaltene Boot wurde danach an Land nochmals detailliert untersucht und wird nun konserviert. Mit einem Alter von über 4000 Jahren gehört der Einbaum zu den seltenen Funden aus der Übergangszeit zwischen der Jungsteinzeit und der Bronzezeit. Gleichzeitig ist es einer der am vollständigsten erhaltenen Einbäume, aber auch einer der fragilsten und weichsten, was eine große Herausforderung für die Bergung und die weitere Arbeit am Objekt war.

Bei der Auffindung im Sommer 2018 waren die obersten fast 20 cm des Objektes bereits frei erodiert und konnten bei sehr niedrigen Wasserständen trockenfallen, wodurch im Winterhalbjahr Frostschäden und im Sommerhalbjahr Austrocknung drohten. Da sich die Fundstelle des Einbaums außerdem in einem Bereich mit starker Strömung

und viel touristischem Schiffverkehr mit ankernden Booten befindet, war von Anfang an klar, dass eine Bergung des Einbaums aus denkmalpflegerischen Gesichtspunkten zwingend notwendig war. Zwischen Auffindung und Bergung wurden in zwei Kampagnen unter anderem Fragen zum Erhaltungszustand und den Objektmaßen geklärt. Außerdem war zu untersuchen, ob in der direkten Umgebung archäologische Strukturen zu erwarten sind, die bei einer Bergung in Mitleidenschaft gezogen werden könnten.

Wie bereits die Voruntersuchungen gezeigt hatten, war der Teil der Bordwände, der frei im Wasser lag, bereits sehr weich und zeigte Risse, während der tiefer im Sediment steckende Teil des Objektes besser erhalten war, hier ist stellenweise die alte Oberfläche mit den Schlagfacetten der Herstellung erhalten. Der Rumpf des Bootes wurde aus Lindenholz gefertigt und misst an der breitesten Stelle 0,81 m und ist noch 40 cm hoch überliefert, der Abschluss der Bordwände ist bereits der Erosion zum Opfer gefallen. Der Einbaum war bereits in situ in zwei Teile zerbrochen. Die abgeschiedene Lage der Fundstelle nah am Naturschutzgebiet

und in flachem Wasser ließ lediglich eine Bergung in per Muskelkraft bewegbarer Stückgröße zu. In den Rumpf des Einbaums war am Heck ein Brett aus Eiche eingesetzt. Radiokarbondatierungen des Rumpfes sowie des Heckbretts weisen das Wasserfahrzeug in die Zeit des 24. bis 23. Jahrhunderts v. Chr. Der Einbaum ist damit das älteste bisher bekannte Wasserfahrzeug aus dem Bodensee. Aus dem Zeitraum im Übergangsbereich zwischen dem Ende der Steinzeit und dem Beginn der Bronzezeit sind bisher keine Pfahlbausiedlungen am Bodensee und generell nur wenige Fundstellen in ganz Süddeutschland bekannt. Die Siedlungslücke der Seeufersiedlungen am Bodensee dauert von 2400 bis kurz nach 2000 v. Chr. an. Aus der Umgebung der Einbaumfundstelle ist stromabwärts die spätbronzezeitliche Fundstelle Wollmatingen-Langenrain (10. Jahrhundert v. Chr.) überliefert, die zum UNESCO-Welterbe Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen zählt. Stromaufwärts kennt man

aus dem Konstanzer Trichter mehrere Pfahlbausiedlungen unterschiedlicher Zeitstellung, darunter auch die UNESCO-Welterbe-Fundstelle Hinterhausen (40. Jahrhundert v. Chr.). Die Ernennung der Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen zum UNESCO-Welterbe jährt sich 2021 zum 10. Mal. Über den Zeitraum, zu dem die Pfahlbauten am Bodensee bisher schweigen, kann uns nun der neue Fund Interessantes berichten. Der Einbaum belegt erstmals die Nutzung des Sees als Wasserstraße oder Fischereigewässer im 24. bis 23. Jahrhundert v. Chr. Einbäume aus dem Bodensee sind absolute Raritäten, im Gegensatz zum Federsee in Oberschwaben, wo bis heute rund 60 solcher Wasserfahrzeuge gefunden wurden.

Dr. Julia Goldhammer
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Hemmenhofen

*Ein Taucher beim
Reinigen des frei-
gelegten Einbaums.*





Sonnenbühl-Erpfingen, Kreis Reutlingen Ein frühhalamannisches Gefäß aus der Bärenhöhle

Die Karls- und Bärenhöhle ist eine Tropfsteinhöhle in der Formation des Weißjura der Schwäbischen Alb. Sie ist über einen Zeitraum von fünf Millionen Jahren entstanden und ist heute auf einer Länge von 270 m begehbar. Die Karlshöhle wurde 1834 wiederentdeckt und ist nach Kronprinz Karl von Württemberg benannt. Im Jahr 1949 wurde eine Verbindung in die bis dahin unbekannte Bärenhöhle entdeckt. Ihren Namen verdankt sie den zahlreichen Skeletten von Höhlenbären, die hier gefunden wurden.

Die Höhle ist ein Besuchermagnet. Hunderttausende Besucher und Generationen von Schülern und Schülerinnen haben sie bestaunt. Das Interesse an der Höhle ist aber noch bedeutend älter. Funde der Bronze- und Eisenzeit, der Römerzeit und des Mittelalters zeigen, dass die Höhle immer wieder aufgesucht wurde. Umso bemerkenswerter ist der Fund eines hervorragend erhaltenen Keramikgefäßes unweit des Einganges. Über die Jahrzehnte haben sich abseits des in den 1970er Jahren asphaltierten Besucherweges zahlreiche

Hinterlassenschaften der Besucher angesammelt. Bei der Reinigung der Höhle im Herbst 2020 konnte der Höhlenführer Christian Mauz keine 2 m von diesem Besucherweg entfernt das Gefäß entdecken. Es lag in einer natürlichen Felsnische unterhalb einer wohl schon zum Deponierungszeitpunkt von der Höhlendecke herabgestürzten Felsplatte und war damit nur schwer zugänglich. Es handelt sich um eine handgemachte bauchige Flasche mit steilem, zylindrischem Hals und geglätteter graubrauner Oberfläche. Das Unterteil ist mit diagonal verlaufenden Kanneluren verziert, die oben in einem andreaskreuzförmigen Stempel enden, dessen freie Winkel jeweils mit einem einzelnen Keilstich verziert sind. Zwischen diesen Stempeln befinden sich kreisförmige Stempelindrücke. Über der Stempelreihe sind zwei umlaufende Rillenlinien angebracht, gefolgt von einer umlaufenden Keilstichreihe und wiederum zwei Rillenlinien. Das gleiche Muster wiederholt sich am Übergang vom Hals zur Schulter. Das Gefäß ist zwar zerbrochen, ließ sich aber fast vollständig wieder zusammensetzen.

Die Verzierungen weisen auf elbgermanische Traditionen hin und datieren die Flasche in das 5. Jahrhundert nach Christus. Nachdem im Laufe des 3. Jahrhunderts der Limes aufgrund politischer Spannungen innerhalb des römischen Reiches und auf Grund des Druckes germanischer Stämme von Norden zur Donau zurückverlegt worden war, begannen sich germanische Siedler in der Region niederzulassen. Diese lassen sich unter anderem anhand ihrer materiellen Kultur wie zum Beispiel der Keramik identifizieren. Aus der Region sind zahlreiche Vergleichsfunde bekannt. Aus einem zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Reutlingen, Gewann Auwiesenacker (heute Firmengelände der Fa. Bosch) entdeckten frühalamannischen Grab stammt eine Tasse, die bezüglich der Verzierungen enge Parallelen zum Gefäß aus der Bärenhöhle aufweist. Vergleichbar sind auch diverse Keramikfunde aus dem frühmittelalterlichen Siedlungsbereich vom Runden Berg bei Bad Urach. Auch aus der Bärenhöhle selbst ist eine weitere frühalamannische Keramikscherbe mit vergleichbarer Verzierungen bekannt, die heute leider verschollen ist. Funde dieser Zeitstellung in den Höhlen der Schwäbischen Alb sind immer wieder dokumentiert worden, in den meisten Fällen ist der Befundzusammenhang aber unbekannt. Eine Ausnahme bilden zum Beispiel die Bestattungen aus der Sontheimer Höhle bei Heroldstatt. Hier konnten die Skelette mehrerer Individuen dokumentiert werden, die aufgrund der Beigaben in das 3.–4. Jahrhundert nach Christus datiert werden konnten. Angesichts des Fehlens menschlicher Überreste und weiterer Beigaben wird das vorliegende Gefäß allerdings nicht in einem Grabkontext zu sehen sein. Ein Ver-



lustfund dürfte unter einer Felsplatte in einer schwer zugänglichen Felsnische ebenfalls auszuschießen sein. Vielmehr dürfte es sich um eine bewusste Deponierung an diesem Ort gehandelt haben. Die hohe Qualität des Gefäßes könnte auf eine Opferung und damit einen religiösen Zusammenhang hindeuten. Die genauen Zusammenhänge und Hintergründe dieser Deponierungen entziehen sich bisher unserer Kenntnis.

Unterhalb der mittig erkennbaren circa 1 m breiten Versturzplatte fand sich das Keramikgefäß in einem teils mit Versturzmateriale gefüllten Hohlraum.

Literatur

Dieter Quast: Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach. Forsch. u. Ber. zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 84, Stuttgart 2006.

Silvia Spors-Gröger: Der Runde Berg bei Bad Urach XI. Die handgemachte frühalamannische Keramik aus den Plangrabungen 1967–1984. Heidelberger Akad. Wiss. Komm. Alamann. Altkde. Bd. 17, Sigmaringen 1997.

Hartmann Reim: Ein frühalamannischer Bestattungsort in der Sontheimer Höhle bei Heroldstatt-Sontheim, Alb-Donau-Kreis, in: Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1977, S. 79–83.

Dr. Marc Heise

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Tübingen*

Dr. Jonathan Scheschke

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*

Mitteilungen

Erfahrung und Experiment. Einbäume entstehen, Bearbeitungsspuren bleiben

Bericht vom Einbaum-Workshop im April 2021

Vergangenes Jahr begann in Wangen am Bodensee die Herstellung von vier Einbäumen, die dann pandemiebedingt abgebrochen werden musste. Auch die geplante Regatta fiel aus. Nun wurden die Einbäume seit dem 21. April 2021, in der Hoffnung auf ein diesjähriges Stattfinden der Einbaum-Regatta, im Rahmen eines dreitägigen Workshops in Wangen, fertiggestellt und präsentiert. Organisiert wurde die Aktion vom Pfahlbauten-Informationszentrum Baden-Württemberg, Dienstsitz Hemmenhofen zusammen mit der Gemeinde Öhningen, die Bäume wurden freundlicherweise von ForstBW (Forst Baden-Württemberg) zur Verfügung gestellt. Vier Teams waren beteiligt: Bildhauer, Bootsbauer, Archäotechniker aus dem Bereich der Experimentellen Archäologie und ein Jugend-Team aus der Gemeinde. Der Einbaum aus Pappel wurde nach dem Vorbild eines Einbaumfundes vom Federsee aus der Bronzezeit (Wassersburg Buchau) mit Eisen- und Bronzewerkzeugen von Archäotechniker Frank Trommer und seinen Mitarbeitern feinmodelliert.

Letzte Feinarbeiten an den Fahrzeugen für die Einbaumregatta. Im Hintergrund rekonstruierter Pfahlbau am Ufer von Wangen am Bodensee.

Die fertigen Einbäume werden getestet.



Das Dendrolabor Hemmenhofen des Landesamtes beteiligte sich am Workshop mit einem Projekt, das den Aufbau einer Referenzsammlung für Bearbeitungsspuren zum Ziel hat. Archäotechniker Trommer und die Beteiligten spalteten gemeinsam mit verschiedenen Werkzeugrepliken aus Stein, Geweih und Bronze Hölzer, längten sie ab und bearbeiteten die Oberflächen, um einen Vergleich zu prähistorischen Hölzern ziehen zu können, deren erhaltene Bearbeitungsspuren interpretiert werden. So wurde im Zusammenhang mit der Entdeckung und Bergung eines Linden-Einbaumes im Seerhein bei Konstanz, ein Stammstück aus Lindenholz gespalten und Schlagspuren im Holz „angefertigt“, um die Unterschiede zwischen Stein, Geweih- und Metallklingen bei der Anwendung von Beilen und Dechseln zur Holzglättung zu dokumentieren. Denn der Linden-Einbaum aus dem Seerhein stammt aus dem 24./23. Jahrhundert v. Chr. und könnte damit im Übergang von Stein- zu Bronzezeit bereits mit Metallwerkzeugen bearbeitet worden sein.

Probefahrten der Einbäume und eine gemeinsame Präsentation mit dem Bürgermeister beendeten den Workshop. Die eigentlich für das Wochenende vom 14. bis 16. Mai 2021 geplante Regatta im Rahmen des 10-jährigen Jubiläums des UNESCO-Welterbes „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ musste wegen der immer noch hohen Corona-Inzidenzen erneut verschoben werden. Ein neuer Termin wird über www.unesco-pfahlbauten.org bekanntgegeben.

Im Dunkel der Nacht ans Licht gebracht ... Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals mit anschließender Nacht des offenen Denkmals 2021

In Baden-Württemberg wird bereits am Samstag den 11. September 2021 der Tag des offenen Denkmals (12. September) durch die landesweite Eröffnung in Meersburg mit anschließender Nacht des offenen Denkmals eingeläutet.

Dem Motto „Sein und Schein – in Geschichte, Architektur und Denkmalpflege“ entsprechend, liegen in dieser Nacht Fiktion und Wirklichkeit nah beieinander. Die Stadt Meersburg, HolzbauSchmäh und das Landesamt für Denkmalpflege entwickelten ein vielfältiges Programm, das das Sein – die originale historische Substanz – und den Schein – wie beispielsweise täuschend echte Repliken oder Illusionsmalereien – in den Vordergrund rückt. Nach der offiziellen Eröffnung ab 17 Uhr auf dem Schlossplatz öffnen ab 18.30 Uhr private und öffentliche Denkmale ihre teilweise sonst verschlossenen Türen und lassen Blicke auf das Sein im Inneren hinter dem Schein der Fassaden zu. Scheinbar unscheinbare Denkmale und Schau-



plätze können nun im Dunkel der Nacht mit zielgenauer Beleuchtung gänzlich neu in Erscheinung treten und aus neuem Blickwinkel wahrgenommen werden.

Vielerlei Aktionen werden an diesem Abend angeboten: Von Kellerbesichtigungen im Staatsweingut über Fachwerk-, Tourismus- und Brunnenführungen bis hin zu faszinierenden Inszenierungen am Friedhof, der Burg und im Schloss. Ebenso kommt modernste Technik in Form eines 3D-Druckers zum Einsatz. Er wird im Laufe der Nacht ein komplettes 3D-Modell neu drucken, sodass Interessierte in Echtzeit sehen können, wie ein solches Modell entsteht.

Durch die prädestinierte Lage der Stadt Meersburg am Bodensee werden Programmpunkte auch auf dem Wasser stattfinden. Mit Segelbooten können Besucher hinausfahren und einen einmaligen Blick auf Meersburg bei Sonnenuntergang erhalten. Auch die historische Fähre wird unter anderem durch die Landesdenkmalpflege im Rahmen von regelmäßigen Kurzführungen erlebbar sein. Neben zahlreichen Führungen, offenen Häusern, Ausstellungen, schauspielerischen Szenerien, Lesungen und musikalischen Stationen stellt sicherlich ein Highlight der Nacht der Walking Act der „DUNDUs – The Giants of Light“ durch die historischen Gassen dar. Zum krönenden Abschluss des

Nachtprogrammes treten die beleuchteten Riesen, die das Motto kaum besser widerspiegeln könnten, um 23.30 Uhr noch einmal auf. Durch Kombination von illusionistischen Elementen, raffiniert illuminierten Denkmälern, Sinnestäuschungen und Überraschungsmomenten, Originalen und Repliken erwartet Sie bei der Nacht des offenen Denkmals ein unvergessliches Fest in „Sein und Schein“.

Bei den Walking-Acts führen die DUNDUs Besucher in Meersburg zu Denkmälern.

Die Steigstraße in Meersburg besticht durch ihre Fachwerkhäuser.

Ausstellungen

Magisches Land – Kult der Kelten in Baden-Württemberg

24. Juli 2021 bis 9. Januar 2022
Archäologisches Landesmuseum Konstanz
Dienstag bis Sonntag, 10–18 Uhr
Montags geschlossen, außer an Feiertagen

„Magisches Land“ ist die erste Große Sonderausstellung im Rahmen der Keltenkonzeption des Landes Baden-Württemberg. Sie inszeniert den Kult – einen bedeutenden Aspekt keltischen Lebens – und bietet spannende Einblicke in die Glaubenswelt der Kelten, ihre Jenseitsvorstellungen, Ahnenverehrung und Naturmagie. „Magisches Land“ ist eine gemeinsame Ausstellung des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg und des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.

„Magisches Land“ präsentiert archäologische Originalfunde aus ganz Baden-Württemberg, darunter sind der 7 kg schwere Silberring von Trichtingen, der Sandsteinkopf einer Ahnenfigur aus Heidelberg, die eimergroßen bronzenen Trinkbecher aus dem Fürstengrab von Kappel, genauso wie Goldschmuck, Reitzubehör und eine magische Steinsammlung der Fürstin vom Bettelbühl. Die vielfältigen Opfergaben reichen von feingliedrigen Fibeln des Heidentors bei Egesheim, über Carnyx, Feuerböcke und Handwerksgeräte aus dem Moor bei Kappel am Federsee bis zu Schwertfunden aus der Donau. Neben der keltischen Pferdegöttin Epona



„Ein Schiff wie eine Brücke“. Die Historische Fähre im Hafen von Meersburg wird bei der Nacht des offenen Denkmals begehbar sein.





Ausstellungsbereich 1:
Verwunschene Plätze.
Ausstellungsbereich 2:
Naturahe Gottheiten.
Gestaltungskonzept
Simon Neßler, Rendering
Marian Müller.

aus Öhringen ist bei den Götterdarstellungen besonders Rosmerta, die Göttin des Wohlstandes, hervorzuheben. Auf dem Stein von Sulz am Neckar hat man ihr als männlichen Partner den römischen Merkur, den Gott der Diebe, an die Seite gestellt. Mithilfe neuartiger Erzählstrukturen, packender Gestaltung, dem Einsatz moderner, interaktiver Medien und hochkarätigen, teils nie gezeigten Funden bietet die Ausstellung eine Gesamtinszenierung, in die Sie mit allen Sinnen eintauchen können. Im Mittelpunkt steht die Natur als Wirkkraft des Magischen, die sich auch im Raumerlebnis widerspiegelt.

Zur Ausstellung ist in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft ein Begleitband erschienen. 168 Seiten, 138 Farbabb., ISBN 978-3-8062-4399-4

Kontakt:
Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
Telefon: 0 75 31/98 04-0
info@konstanz.alm-bw.de
www.alm-bw.de

Da die Ausstellung vermutlich immer noch unter Corona-Bedingungen stattfinden wird, informieren Sie sich bitte auf der Website des Museum über die tagesaktuellen Hygienemaßnahmen.

Bloch & Guggenheimer Stuttgarter Bauten und jüdisches Leben

Stadtarchiv Stuttgart, Innenhof
Stuttgart, Bellingweg 21
10. Juni bis 14. November 2021
Montag bis Freitag, 8–20 Uhr, bis Ende September
auch Sonntag, 11–17 Uhr

Die Ausstellung zeigt Leben und Werk der Architekten Oscar Bloch (1881–1937) und Ernst Guggenheimer (1880–1973). Die Lebens- und Schaffenszeit der beiden Architekten ist weit gespannt; sie reicht vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und die NS-Zeit bis in die Nachkriegszeit und spiegelt die architekturgeschichtliche Entwicklung jener Jahrzehnte.

Sitz des Architekturbüros und Lebensmittelpunkt der Architekten war Stuttgart, weshalb in der Ausstellung der Fokus auf die Stuttgarter Bauten gelegt wird. Das Wirken steht in enger Verbindung mit der jüdischen Gemeinschaft in Stuttgart. Die Bauherren – auch im persönlichen Umfeld – zählten zum Netzwerk der Gemeinde, für die die Architekten Projekte vor und besonders nach 1933 realisierten. Das Netzwerk, die Biografien der Bauherren und die Geschichte der jüdischen Gemeinde sind ebenfalls Gegenstand der Ausstellung, die ein Beitrag zum 2021 begangenen bundesweiten Jubiläumjahr „1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland“ ist.

Oscar Bloch und Ernst Guggenheimer, die beide an der Technischen Hochschule Stuttgart studiert hatten, legten 1909 ihre Zweite Staatsprüfung ab und gründeten noch im selben Jahr ein gemeinsames Büro. Zunächst bauten sie Einfamilienhäuser, der Auftrag für die Israelitische Waisenanstalt in Esslingen, 1912/13 gebaut und als Kulturdenkmal geschützt, machte sie bekannt. Es folgten vor allem Wohnbauten, Geschäftshäuser und Entwürfe für Synagogen. Der Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 beendete den Erfolg. Als Schweizer konnte Bloch zwar weiterhin bauen, aber vieles blieb Projekt. Nach dessen Tod führte Guggenheimer die Projekte zu Ende und musste für die Israelitische Vereinigung an der Einrichtung von Zwangsaltenheimen mitwirken. Guggenheimer überlebte die Shoa in Stuttgart, zuletzt im Versteck. Nach Kriegsende wagte er die Neugründung des Büros und war von 1946 bis 1952 im Ausschuss sowie zeitweise im Vorstand der Israelitischen Kultusvereinigung aktiv. Mit der Neuen Synagoge in Stuttgart konnte er 1951/52 seinen wichtigsten Nachkriegsbau umsetzen.

Im Studium lernten Bloch & Guggenheimer die neuen Ideen Theodor Fischers kennen. Ihre frühen Einfamilienhäuser zeigen die malerisch asymmetrischen Merkmale des aufkommenden Heimat-

stils. Für die wenige Jahre später gebaute Fabrikantenvilla für Albert Levi griffen sie dagegen auf klassizistische Formen zurück. Die weithin beachtete Weißenhofsiedlung beeinflusste auch die Arbeit von Bloch & Guggenheimer. Mit der 1972 abgerissenen Villa Dr. Oppenheimer am Bubenbad von 1927/28 wandten sie sich vom bisherigen Stil ab. Noch deutlicher ist die Übernahme der Prinzipien des Funktionalismus am Haus Frankenstein zu sehen. Hier beherrschen verschachtelte Kuben, großzügige Fensterflächen und Terrassen die Gestaltung. Eine Gruppe moderner Einfamilienhäuser findet sich an der Cäsar-Flaischlen-Straße. Zwei dieser Häuser wurden aufgrund ihres guten Überlieferungszustandes unter Schutz gestellt (vgl. NB 3/2017). In der Zeit bis 1933 konnten sie in Stuttgart und in der Zeit der Wirtschaftskrise auch in der Schweiz etliche moderne Bauten realisieren.

Es gelten die jeweiligen Corona-Regeln
Nähere Informationen zu Führungen und weiteren Veranstaltungen im Rahmen des Begleitprogramms finden Sie auf der Webseite des Stadtarchivs Stuttgart
www.stuttgart.de/stadtarchiv bzw. im Blog
<https://archiv0711.hypotheses.org>

Neuerscheinung

Erforschen und Erhalten

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.)
Jahresbericht der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Jahrgang 2020, Ostfildern 2021, 280 Seiten mit circa 430 meist farbigen Abbildungen, ISBN 978-3-7995-1510-8, 28 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder Jan Thorbecke Verlag

Der diesjährige Jahresband widmet sich dem Schwerpunktthema „Ausstattung“. So gilt das Hauptaugenmerk etlicher Beiträge dem Innenraum und seiner Gestaltung und gewährt Einblicke in sonst zumeist nicht zugängliche Kulturdenkmale mit außergewöhnlichen Befunden verschiedenster Zeitstellungen: barockzeitliche, bis zum heutigen Tage nie übermalte Raumdekorationen eines 1617 in Vaihingen/Enz erbauten Bürgerhauses, die wandfeste Holzausstattung nebst mythologischem Bildzyklus in einem klassizistischen Stadtpalais in Lahr oder eine jüngst behutsam und weitestgehend originalgetreu sanierte Villa von 1923 in Pfnitzal-Söllingen, in der sogar die qualitätsvollen bauzeitlichen Tapeten erhalten geblieben sind.

Darüber hinaus hält auch der vorliegende Band in nunmehr schon gewohnter Weise zahlreiche Artikel bereit, die sich diversen anderen Aspekten unseres breiten Aufgabenspektrums widmen: Lieblingsprojekte und Erfolgsgeschichten, Herausforderungen und Sorgenkinder, spannende neue Forschungserkenntnisse oder auch besonders schwierige Konzeptfindungen.

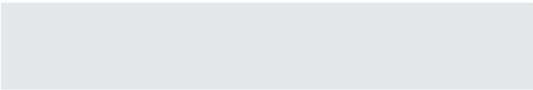
Personalia

Claudia Eckstein

*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

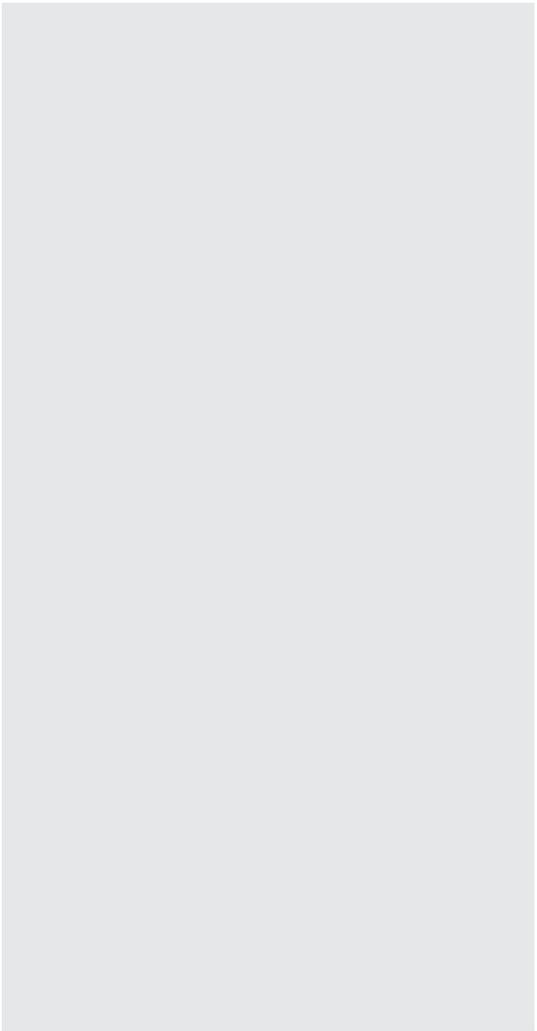
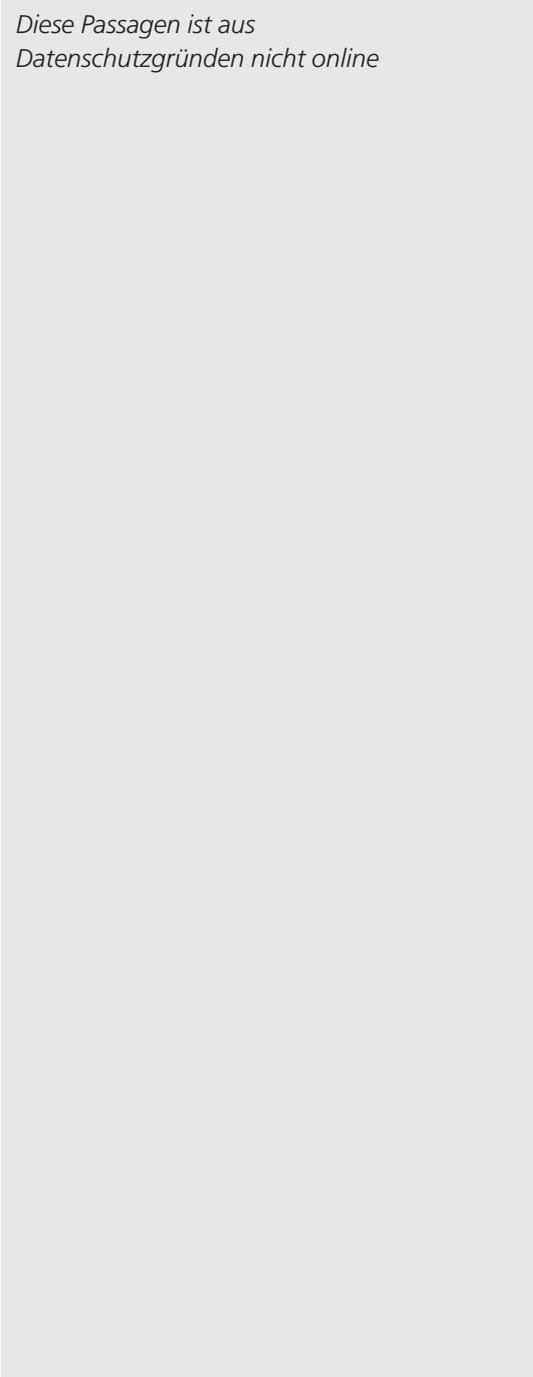


Claudia Eckstein



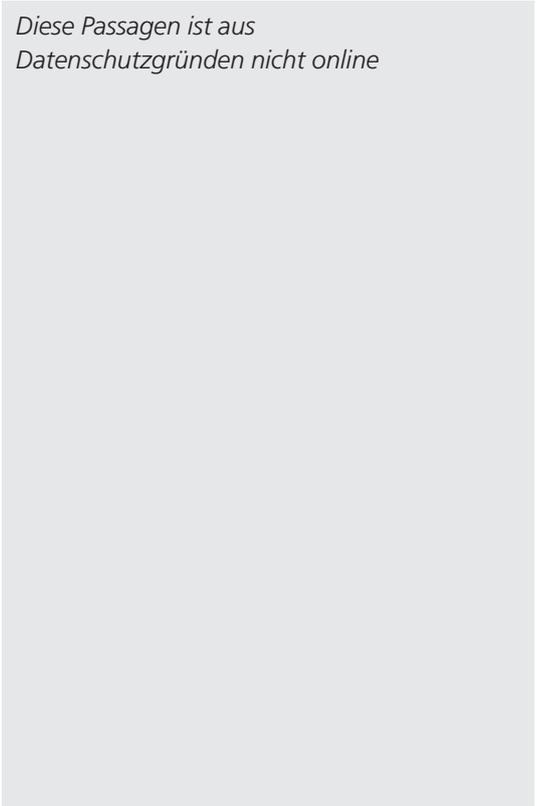
Christina Missel

*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*



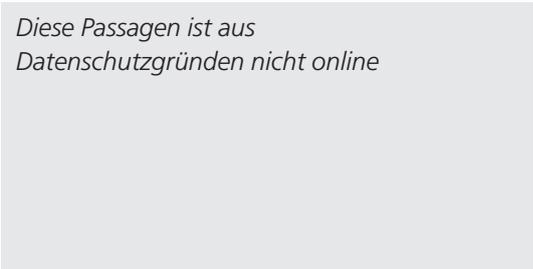
Amelie Schwarzer

*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*



Renato Ribeiro

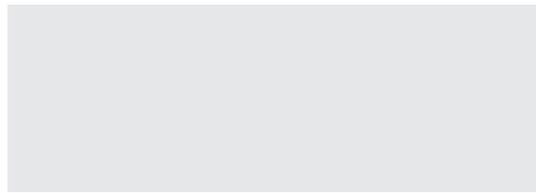
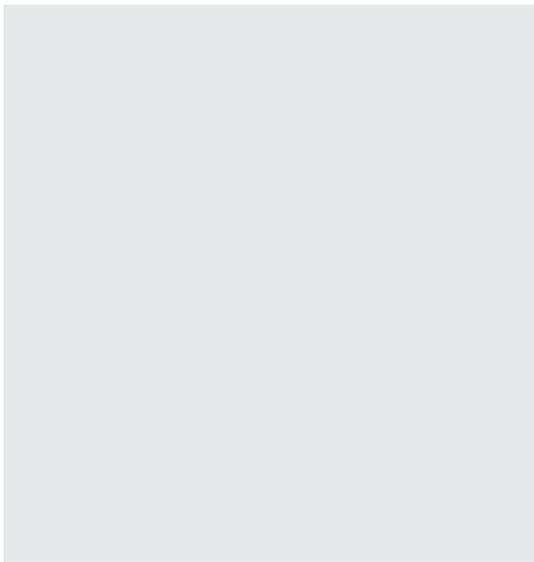
*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*



Christina Missel

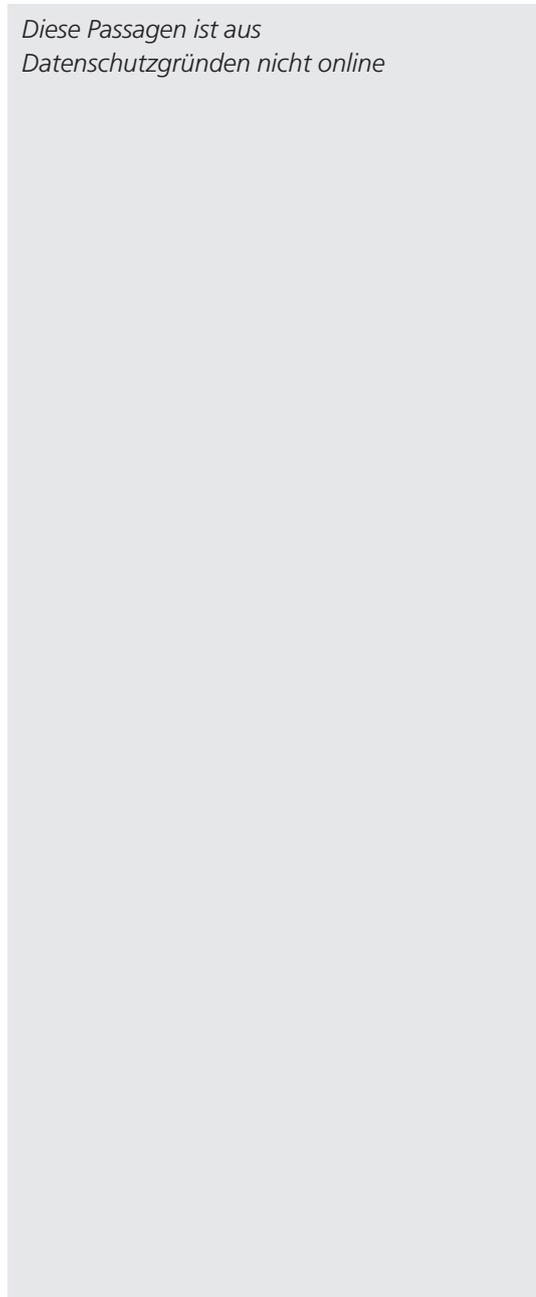


Renato Ribeiro



Sabrina Szlavik

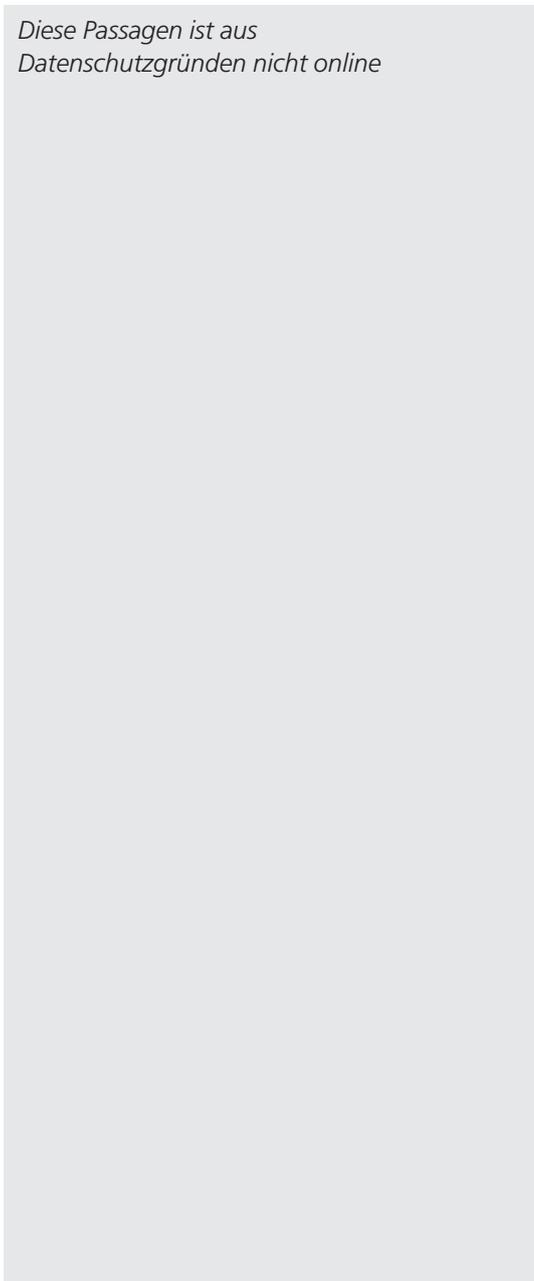
*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*



Amelie Schwarzer

Dr. Quentin Sueur

*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

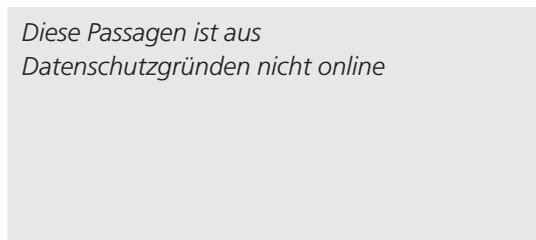


Dr. Quentin Sueur



Nachruf Ernst Junginger

*Diese Passagen ist aus
Datenschutzgründen nicht online*



Sabrina Szlavik

Ernst Junginger

Abbildungsnachweis

U1, U2, S222–223 RPS-LAD, Florian Huber/Submaris; S153 Ferdinando Iannone; S154o, S155ol, S156u, 159u Archiv Freiburger Münsterbauverein; S154u, S155or, S156o Münsterbauhütte Schwäbisch Gmünd; Münsterbauhütte Ulm, Ralf Just; S156u Münsterhütte Ulm; S158o Dombauamt Erfurt, G. Klaus; S158u–159o Günther Merkle, Ulm; S160, S161o, S163o/ml, S164o, S167or Neckelmann 1898; S161u Festschrift 1896; S162, S166u Stadtarchiv Stuttgart Bestand A 305; S163mr Judit Breuer, Stuttgart; S164u Landesmedienzentrum BW Foto 03_K2660_16A; S165o, S166o, S169o–S170 RPS-LAD, IGM; S167ol Klick 1898; S168o/u Reproarchiv RPS-LAD; S171, S172u, S173ul/ur, S174o, S175ol–S176o, S181u RPS-LAD, Marc Ryszkowski; S172o Kreisarchiv Sigmaringen, KAS-VI-1-Ste-56; S173o Generallandesarchiv Karlsruhe, 456 F 129, Nr. 54; S174u Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 31 Bü 276; S176u Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm, DZOK A 395, Foto: Hans Staiger, 1934; S177o, S182o RPS-LAD, Attila Dézsi; S178, S179u, S180o, S181o RPS-LAD, Barbara Hausmair; S179o RPS-LAD, Markus Steffen; S180u RPS-LAD, YM; S182u Geobasisdaten, LGL, www.lgl-bw.de; S183 Radargramm: B. Rieger (Ostalb-Archäologie), Geobasisdaten, LGL, www.lgl-bw.de; S184o, S186o/u Stadtarchiv

Bad Waldsee; S184u, S185ul, S187u, S188ol/ur RPS-LAD, Elena Marinova/Manfred Rösch; S185o Matthias Hinderer, Darmstadt; S185ur RPS-LAD, Manfred Rösch; S187ol M. Hinderer bzw. DFG-Antrag Hinderer et al.; S187or, S226m/u RPS-LAD, Oliver Nelle; S188 Stadtarchiv Bad Waldsee Nr.13; S191 Repro aus: Well-Eternit-Handbuch 1963, S. 175; S192o Foto: Carlo Rübartsch, Leimen; Repro aus: Well-Eternit-Handbuch 1963, S. 79; S192u Repro aus: Durth (Hrsg.), Neufert 2011, S. 37; S193o TU Darmstadt, Bildarchiv; S193m Foto: Carlo Rübartsch, Leimen; Repro aus: Well-Eternit-Handbuch 1963, S. 174; S193u Foto: Carlo Rübartsch, Leimen; Repro aus: Well-Eternit-Handbuch 1963, S. 173; S194ol–196u Jürgen Schreiter, Darmstadt; S197o; S197u, S199ol, S200o RPS-LAD, Isolde Dautel; S198 Historischer Atlas von Baden-Württemberg, hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Kartenteil, Stuttgart 1872–1988, Blatt IV.18.; S203o Bernd F. Säubert, Gernsbach; S203u aus Eduard Paulus, Die Cistercienser-Abtei Maulbronn, Stuttgart 1882; S204o, S206o/u, S208 RPS-LAD, Andreas Stiene; S204u–S205u RPS-LAD, Andreas Stiene/David Grüner; S207o RPS-LAD, David Grüner; S207u RPS-LAD, FP; S209o, S215 Bauwelt 1981; S210o Collage diverser Tages-

presse und Infobroschüren, Stuttgart; S210u Petzet und Wolters 1975; S211ol Jörg Müller, © 2021 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, Erstmals erschien 1973 im Sauerländer Verlag; S21, S229-2311om/or RPS-LAD; S212 Kohlhammer 1985; S213 Innenministerium Baden-Württemberg; S214 Bauwelt 1977; S199or/ul/ur, S200u, S201o/u S216, S217u RPS-LAD, Clemens Kieser; S217o RPS-LAD, BH; S218–S219o RPS-LAD, Andrea Steudle; S219u RPS-LAD, Martin Hahn; S220–221u Anu-Susanna Ventelä; S224 RPS-LAD, Christoph Schwarzer; S225 RPS-LAD, Jonathan Scheschekewitz; S227ol Fabian Seemann Creative Dynamo & CEO, DUNU – The Giants of Light; S227or Martin Maier, Stadt Meersburg; S227mr, S228 Archäologisches Landesmuseum Konstanz; S227ul Bodensee-Schiffartsbetriebe; S229or Stadtarchiv Stuttgart; S229mr Jan Thorbecke Verlag; S232 Barbara Hinzpeter

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Freiburg, Bauhütte, S. 154*
- ② *Schwäbisch-Gmünd, Bauhütte, S. 154*
- ③ *Ulm, Bauhütte, S. 154*
- ④ *Stuttgart, Landesgewerbemuseum/ Haus der Wirtschaft, S. 160; S. 166*
- ⑤ *Ulm, Fort Oberer Kuhberg, S. 171*
- ⑥ *Stetten am kalten Markt, Lager Heu- berg, S. 171*
- ⑦ *Natzweiler-Struthof, Hauptlager, S. 177*
- ⑧ *Bisingen, KZ-Lager, S. 177*
- ⑨ *Dautmergen, KZ-Lager, S. 177*
- ⑩ *Bad Waldsee, DFG-Projekt, S. 184*
- ⑪ *Leimen, Eternitwerk, S. 191*
- ⑫ *Huttenheim, Obelisk, S. 197*
- ⑬ *Leopoldshafen, Rheinbrunnen, S. 197*
- ⑭ *Karlsdorf-Neuthard, Wohnhaus, S. 197*
- ⑮ *Linkenheim-Hochstetten, Bienenvater- denkmal, S. 197*
- ⑯ *Philippsburg, Kirchenstein, S. 197*
- ⑰ *Alt-Dettenheim, Gasthaus Löwen und Gedenkstein, S. 197*
- ⑱ *Knittlingen-Hohenklingen, Evange- lische Kirche, S. 203*
- ⑲ *Stuttgart, Bohnenviertel, S. 209*
- ⑳ *Karlsruhe, Werkbundsiedlung, S. 216*
- ㉑ *Stuttgart, Town Houses, S. 218*
- ㉒ *Mössingen, Pausa, S. 220*

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. umseitig.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
[nachrichtenblatt@denkmalpflege-
bw.de](mailto:nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de)

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 79 82

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Landes-
entwicklung und Wohnen
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Theodor-Heuss-Straße 4
70174 Stuttgart
Telefon 0711 / 123 - 0
E-Mail: poststelle@mlw.bwl.de

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 102311, 70019 Stuttgart
ISSN 0342-0027

3/2021 50. Jahrgang

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- www.denkmalpflege-bw.de
- per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse (Stichwort Öffentlichkeitsarbeit)

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

 Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

